



Leseprobe

Elizabeth Chadwick

Der letzte Auftrag des Ritters

Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 19. November 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Um seine Seele zu retten, muss er einen gefährlichen Weg zurücklegen ...

Ein langes, ruhmreiches Leben neigt sich dem Ende, doch William Marshall hat einen letzten Auftrag: Sein Knappe soll die Seide, die er als junger Mann in Jerusalem selbst gewoben hat, zum Orden der Templer bringen. Während er darauf wartet, dass seine letzte ritterliche Pflicht erfüllt wird, erinnert er sich an seine Vergangenheit. Denn er trat einst die lange Reise nach Jerusalem an, um seinem geliebten Prinzen ein Gelübde zu erfüllen. Doch die dunklen Pfade, auf denen er wanderte, brachten ihm neben großer Leidenschaft auch großen Verlust. Und doch wurde William Marshall in der heiligsten und gefährlichsten Stadt der Welt zum größten Ritter aller Zeiten ...



Autor

Elizabeth Chadwick

Elizabeth Chadwick lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Nottingham. Sie hat inzwischen über 20 historische Romane geschrieben, die allesamt im Mittelalter spielen. Vieles von ihrem Wissen über diese Epoche resultiert aus ihren Recherchen als Mitglied von »Regia Anglorum«, einem Verein, der das Leben und Wirken der Menschen im frühen Mittelalter nachspielt und so Geschichte lebendig werden lässt. Elizabeth Chadwick wurde mit dem Betty Trask Award ausgezeichnet, und ihre Romane gelangen immer

ELIZABETH CHADWICK
Der letzte Auftrag des Ritters

Buch

England, 1219

William Marshal, der größte Ritter Englands, liegt auf dem Sterbebett, doch er hat noch einen vertrauensvollen Auftrag für seinen treuen Diener: Er soll die seidenen Grabtücher, die er vor dreißig Jahren aus dem Heiligen Land mitnahm, dem Templerorden übergeben. Es ist an der Zeit, das Gelübde, das er den Templern gab, zu erfüllen, um für alle Ewigkeit ein Mönch ihres Ordens zu werden.

Während er auf die Rückkehr seines Dieners wartet, blickt er auf seine lange Pilgerfahrt mit seinem Bruder Ancel und die ihnen übertragene heilige Mission zurück, den Mantel ihres toten jungen Herrn nach Jerusalem zu tragen und ihn auf die Grabstätte Christi zu legen.

Jerusalem, 1183

In der heiligsten aller Städte geraten die Brüder in tödliche politische Machenschaften und hinterhältige Pläne der mächtigen Männer und Frauen, die das Königreich regieren. Zusammen mit der gefährlichen, launenhaften Paschia de Riveri, Konkubine des höchsten Kirchenmanns des Landes, begeben sich William und sein Bruder auf einen äußerst gefährlichen Weg...

Autorin

Elizabeth Chadwick lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Söhnen in Nottingham. Sie hat inzwischen über zwanzig historische Romane geschrieben, die allesamt im Mittelalter spielen. Vieles von ihrem Wissen über diese Epoche resultiert aus ihren Recherchen als Mitglied von »Regia Anglorum«, einem Verein, der das Leben und Wirken der Menschen im frühen Mittelalter nachspielt und so Geschichte lebendig werden lässt. Elizabeth Chadwick wurde mit dem Betty Trask Award ausgezeichnet, und ihre Romane gelangen immer wieder auf die Auswahlliste des Romantic Novelists' Award.

Von Elizabeth Chadwick bereits erschienen (Auswahl):

Die englische Rebellin · Die Hüterin der Krone · Das Lied der Königin · Das Herz der Königin · Das Vermächtnis der Königin

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

ELIZABETH CHADWICK

Der letzte Auftrag des Ritters

Roman

Deutsch von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel »Templar Silks« bei Sphere,
an imprint of Little, Brown Book Group,
an Hachette UK Company, London

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2018 by Elizabeth Chadwick
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018
by Blanvalet Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.

Redaktion: Bettina Hengesbach

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com
(Aleksminyaylo1; Fernando Cortes; Vladyslav Spivak;
Evgeniia Litovchenko)

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

LH · Herstellung: sam

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0656-9

www.blanvalet.de

*Landsitz Caversham bei Reading, Berkshire –
Wohnsitz von William Marshal, Regent von England –
April 1219*

»Jetzt wird es nicht mehr lange dauern.«

Als William die Stimme hörte, drehte er den Kopf auf dem Kissen, aber er konnte nicht einschätzen, ob die Worte seinem Geist entsprangen, dem spirituellen Reich von Träumen und Visionen, die ihn jetzt ständig begleiteten, oder ob jemand im Raum laut gesprochen hatte. Er hatte häufig das Gefühl zu schlafen, obwohl er wach war, und der Kampf, zu vollem Bewusstsein zurückzukehren, nahm mit jedem verstreichenden Tag mehr Zeit in Anspruch.

Eine kühle Brise trug den frischen Duft des Frühlings durch das offene Fenster zu ihm herüber. Sonnenlicht wärmte den steinernen Dreierbogen und verwandelte das gesprenkelte Grau in fahles Gold, flutete über das Bett, verlieh der schlichten braunen Decke einen satten Ton und berührte segnend seine altersfleckige Hand. Während er den Fries betrachtete, der entlang der Oberkante der Wand verlief und abwechselnd sein scharlachrotes Löwenemblem und Isabelles rote Sparren auf goldenem Grund zeigte, dachte er darüber nach, wie kurz ein Menschenleben in Gottes großem Gesamtbild doch war. Es gab noch so viel zu tun, aber er verfügte nicht länger über die Fähigkeit, diese Dinge zu vollbringen; daher

mussten nun andere die Zügel in die Hand nehmen. Ihm war ein anderes Schicksal zgedacht.

Die Tür wurde geöffnet, und ein stämmiger Mann mittleren Alters betrat die Kammer. Nachdem er mit Williams Templeralmosenpfleger Bruder Geoffrey ein kurzes gemurmeltes Wort gewechselt hatte, trat er an die Bettkante. »Sire, Ihr habt nach mir geschickt?«

William zwang sich, sich auf seinen Besucher zu konzentrieren. Jean D'Earley war vor über dreißig Jahren als Knappe in seinen Haushalt eingetreten und war, während er es zum Ritter und Lord gebracht hatte, zu einem engen Freund und Vertrauten geworden. Dennoch gab es Dinge, die auch er nicht wusste.

William deutete auf den Krug auf dem Tisch neben seinem Bett. »Etwas zu trinken, wenn du so gut wärst, Jean.«

Mit einem besorgten Ausdruck in den Augen goss Jean klares Quellwasser in Williams Kelch. »Habt Ihr heute schon etwas gegessen, Sire?«

Hatte er das? Essen bedeutete ihm dieser Tage wenig – eine Ironie, wo doch sein Spitzname einst »Gasteviande« gelaundet hatte, was hieß, dass er alles verschlang, was ihm in die Hände geriet, und immer noch nach mehr verlangte. Wie groß war damals sein Appetit gewesen, und zwar nicht nur auf Speisen, sondern auf alle Freuden des Lebens. »Die Gräfin hat mir vorhin in Milch eingeweichtes Brot gebracht«, erwiderte er. Die Nahrung für Kleinkinder, Alte und Sterbende. Er hatte es nur hinuntergewürgt, um Isabelle zu beschwichtigen.

Er konzentrierte sich darauf, seine Hand ruhig zu halten, während er den Becher an seine Lippen führte. Vor zwei Jahren, mit siebzig, hatte dieselbe Hand noch die Kraft besessen, ein Schwert zu schwingen und eine Bresche in ein Kampf-

gewühl zu schlagen. Troubadoure besangen ihn als »pfeilschnell wie ein Adler« und »raubgierig wie ein Löwe«. Vielleicht hatte das der Wahrheit entsprochen, aber er vermutete eher, dass sie in der Hoffnung auf eine großzügige Entlohnung übertrieben.

Er trank ein paar Schlucke, um seine Kehle zu befeuchten. »Ich möchte, dass du etwas für mich tust. Etwas, worum ich keinen anderen Mann bitten würde.«

»Mit Vergnügen, Sire«, entgegnete Jean ernst. »Betrachtet den Auftrag als erledigt.«

William lächelte sarkastisch. Ein halbes Leben zuvor hatte sein eigener Herr auf seinem Sterbebett ähnliche Worte zu ihm gesagt, und er hatte ein Versprechen abgegeben, ohne zu ahnen, welchen Preis er würde zahlen müssen. Er gab Jean den Krug zurück. »Deine Loyalität ist unerschütterlich.«

»Bis zum Tod, Sire.«

William lachte und hielt dann vor Schmerz den Atem an. »Ja«, stieß er keuchend hervor. »Aber nicht bis zu deinem, hoffe ich – zumindest noch nicht.«

Er bedeutete seinem Besucher, das Kissen aufzuschütteln und ihm zu helfen, sich aufzusetzen. Jeans Klopfen zerbröselte die getrockneten Lavendelzweige in der Füllung, und ein sauberer, strenger Duft erfüllte die Luft.

»Was soll ich tun, Sire?«

William folgte den Sonnenstrahlen auf der Bettdecke mit dem Finger. »Ich möchte, dass du dich nach Wales, nach Striguil begibst und Stephen nach zwei Seidenstücken fragst, die ich ihm nach meiner Rückkehr aus Jerusalem anvertraut habe.«

Jeans dunkle Augenbrauen schossen bis zum Ansatz seines silbernen Haarschopfes hoch.

»Ja«, bestätigte William. »Ein halbes Leben und eine Gnade, die zu erleben ich nicht erwartet hätte. Du musst unseren Männern im Grenzgebiet auch noch Briefe zustellen, aber die Seidenstücke haben Vorrang, und du musst sie unverzüglich zu mir bringen.« Er sah, dass Jeans Blick plötzlich bestürzt wirkte, als er die Dringlichkeit der Forderung begriff. Es war so schwer, einem Freund, der selbst dann nicht an das Unvermeidliche glauben wollte, wenn er mit den Beweisen dafür konfrontiert wurde, die Nachricht von der Endgültigkeit beizubringen.

»Natürlich. Ich werde sofort aufbrechen. Aber was, wenn ...« Jean brach ab und rieb sich den Nacken.

William streckte eine Hand aus und umschloss Jeans Unterarm so fest, wie er es vermochte. »Tu, was ich dir sage, mein Junge, und ich werde hier sein, wenn du zurückkommst – ich verspreche es. Ich habe noch nie ein Versprechen gebrochen, das ich dir gegeben habe, nicht wahr?«

»Nein, Sire, das habt Ihr nicht.« Jean schluckte. »Ich würde auch kein Versprechen brechen, das ich Euch gebe. Ich schwöre, dass ich so schnell zurückkomme, wie ich kann.«

William blickte zu dem durch das Fenster strömende Licht. »Das Wetter ist schön, und die Straßen werden gut passierbar sein.« Ein Abglanz des alten Lächelns huschte über sein Gesicht. »Ich würde ja mit dir kommen, aber da das unmöglich ist, werde ich dich im Geiste begleiten. Ich wünsche dir eine gute Reise.«

Jean verneigte sich tief, presste eine Hand auf sein Herz, als er sich aufrichtete, und verließ mit stolzen, zielstrebigem Schritten rasch den Raum.

Ermattet und ausgelaugt sank William in die Kissen zurück. Er betrachtete die Bögen blauen Himmels durch das

Fenster, spürte, wie eine leichte Brise sein Gesicht streichelte, und erinnerte sich an längst vergessene Apriltage, als er mit dem Schwung der Jugend an Turnieren teilgenommen, hohe Lösegeldsummen eingestrichen und jeden Preis gewonnen hatte. Er war im Gefolge von Königen und Königinnen geritten, und das Leben war mit der Schnelligkeit und Kraft eines galoppierenden Pferdes durch seine Adern geströmt. All diese physische Stärke und Vitalität waren nur noch kleine Überbleibsel in seinem sterbenden Körper, doch die Erinnerungen blieben so lebhaft und reich, so von Freude und Schmerz erfüllt wie in dem Moment, in dem sie entstanden waren.

Mit der frischen Luft wehten die Rufe der Stallburschen, die Jeans Pferd sattelten und sein Packpferd bereitmachten, durch das offene Fenster zu ihm herüber. Wenn sich das Wetter hielt und es auf der Straße nicht zu Verzögerungen kam, würde dieser Auftrag weniger als vierzehn Tage in Anspruch nehmen. Eine so kurze Zeitspanne, die doch zu aller Zeit der Welt führte. Einer Ewigkeit.

William schloss die Augen und schickte seine Gedanken durch Tunnel der Erinnerungen, bis er zu dem Moment an einem warmen Sommerabend gelangte, der ihn unerbittlich zu diesen beiden Stücken Seidenstoff geführt hatte.

Es hatte an einem Schrein im Limousin begonnen, und er war auf Raub aus gewesen.

Martel, der Limousin, Juni 1183

Die kleine Silbermünze blitzte auf, als sie sich in einem Strahl staubigen Sonnenlichts drehte, bevor sie in den Nachmittagschatten getaucht wurde und mit einem leisen Klirren zwischen William und seinem jungen Herrn auf den Tisch fiel.

Henry – Harry für seine Vertrauten –, der älteste Sohn des Königs von England, deutete auf die Münze. »Da«, sagte er. »Alles, was zwischen uns und bitterer Armut steht.« Er trug sein übliches Lächeln zur Schau, doch jeglicher Humor war aus seinen blauen Augen gewichen. »Kein Geld, um die Truppen zu bezahlen, die Pferde zu füttern und unsere Bäuche zu füllen.« Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, warf er seinen mageren Geldbeutel auf den Tisch.

William erwiderte nichts darauf. Der einzige Ausweg aus ihrer heiklen Lage bestand darin, dass Harry sich mit seinem Vater versöhnte, gegen den er derzeit Krieg führte. Und das würde er nie tun, weil es bei dem Streit hauptsächlich darum ging, dass Harry weder über Land noch über die Macht verfügte, sein Leben nach eigenem Gutdünken zu leben, und finanziell von seinem Erzeuger abhängig war.

Sie hatten die umliegende Gegend und die Dörfer geplündert und durch verschiedene, oft hinterhältige Überzeugungsmethoden Tribute eingefordert, bis diese Vorratskammer ausgeschöpft war. Nachdem sie bereits ihre wertvollsten Be-

sitztümer verkauft oder verpfändet hatten, würde eine zweite Runde des Knauserns und Knapsens nicht annähernd die erforderlichen hundert Mark einbringen. Nächste Woche würden weitere hundert dazukommen. Sie waren in die Enge getrieben und dem Druck ihrer eigenen Söldner ausgesetzt, die ihren Lohn mit Drohungen einforderten.

Trotz Harrys theatralischer Geste mit dem Penny blieben ihm noch ein paar Wertgegenstände von der Plünderung des Grabes des heiligen Martial vor einigen Monaten – ein juwelenbesetztes Kreuz, vergoldete Kerzenleuchter und verschiedene Altarschmuckstücke – aber diese stellten ihre Notreserve dar und steckten in den Satteltaschen seines Pferdes, falls er flüchten musste.

Harry griff nach der Münze und schnippte sie erneut in die Luft, vom Licht in den Schatten. »Wir werden Rocamadour einen Besuch abstatten und die Kirche um ein weiteres Darlehen ersuchen müssen«, sagte er beiläufig. »Sie strotzen da oben vor Geld und fangen nichts damit an, richtig?«

Der Penny fiel vom Tisch und verschwand in der dicken Binsenschicht auf dem Boden. Hinter der Fassade der Gelassenheit lauerten Groll und Provokation.

»Sire, davon würde ich abraten.« William wurde langsam unbehaglich zumute. Er war bei dem Überfall auf St. Martial nicht dabei gewesen und hatte kein Verlangen, in die Plünderung eines so heiligen Schreins wie Rocamadour verstrickt zu werden.

»Ha, all das Silber und Gold, das die Kirche angehäuft hat, dient doch nur dazu, ihre Kapellen zu schmücken, von Bauern angegafft und von Priestern neidisch gehütet zu werden. Gott versteht, dass ich es ihm zurückzahlen werde. Habe ich nicht in Seinem Namen das Kreuz genommen?« Harry deu-

tete auf die beiden auf den Brustteil seines Mantels aufgenähten Seidenstreifen.

»Wäre es nicht besser, die Friedensverhandlungen mit Eurem Vater wieder aufzunehmen?«

Williams Worte riefen ein verächtliches Schnauben hervor. »Er würde nichts anderes tun, als meine Schulden zu bezahlen und mich zu ermahnen, mich in Zukunft besser zu benehmen, ohne sich die Mühe zu machen, mir zuzuhören. Ha! Vielleicht sollte ich wirklich nach Jerusalem reisen. Da würde der Bart des alten Ziegenbocks weiß werden!« Harry winkte ungeduldig ab. »Ich werde tun, was ich tun muss – es sei denn, Ihr habt eine andere Idee, die nichts mit meinem Vater zu tun hat?« Er warf William einen gebieterischen Blick zu; lud die Bürde auf seine Schultern, machte ihn dafür verantwortlich, dass sie sich in dieser Lage befanden.

William verzog das Gesicht. In Wahrheit hatten sie die Wahl, entweder die Altäre von Rocamadour zu plündern, um ihre Schulden zu bezahlen, oder zu riskieren, Opfer ihrer eigenen Söldner zu werden, die mit ihm, William, hart ins Gericht gehen würden, weil er der Zahlmeister war, die Schnittstelle zwischen ihnen und Harry, für den man seinem Vater zumindest noch ein Lösegeld abpressen konnte. Trotzdem unternahm er noch einen Versuch, denn Gottes Zorn dauerte nicht nur einen Moment an, sondern ewig. »Sire, ich bin immer noch der Meinung, dass wir es nicht tun sollten.«

»Ich entscheide, was wir tun sollten und was nicht«, fauchte Harry. »Wagt es vielleicht irgendjemand, die Worte meines teuren Bruders Richard in Frage zu stellen? Gilt mein Wort weniger als seines? Glaubt Ihr, Richard und seine Söldner würden zögern, sich das zu nehmen, was sie brauchen?«

Bei Christus, er hat Aquitanien die letzten zehn Jahre lang ausgenommen wie ein Fleischer ein Schwein!« Er sprang auf. »Teilt das den Männern mit, und sorgt dafür, dass die Ordnung gewahrt wird. Sagt ihnen, sie werden ihren Sold bekommen. Ah, meine Eingeweide!« Eine Hand auf seinen Bauch gepresst, vollführte er mit der anderen eine Geste, die William zu verstehen gab, dass er sich entfernen sollte, und eilte abrupt zu der Nische, die die Latrine beherbergte.

Von schweren Bedenken geplagt verließ William den Raum, wohl wissend, dass er in der Falle saß. Er hatte einen Eid geschworen, seinem jungen Herrn in jeder Lebenslage beizustehen, und wenn das den Weg zur Hölle einschloss, dann musste er diese Reise antreten und Harry auf jedem bitteren Schritt beschützen und verteidigen.

Als er den Hof überquerte, war er sich bewusst, dass die Söldnersoldaten seine Bewegungen mit Raubtieraugen verfolgten. Sancho, einer der Hauptmänner, hatte bei einem Würfelspiel im Staub gesessen, erhob sich jetzt aber, vertrat William den Weg, verschränkte die Arme vor der Brust und schob einen Fuß vor, um die Aufmerksamkeit auf das Schwert zu lenken, das auf seiner Hüfte ruhte. »Ich nehme an, Ihr habt gute Nachrichten für mich, Messire Marshal?«

»Ihr werdet bezahlt werden«, erwiderte William kurz angebunden. »Ihr habt mein Wort darauf.«

»Und ich vertraue auf Euer Wort.« Ein hartes Grinsen durchzog den schwarzen Vollbart des Söldners. »Aber die Frage ist, wann?«

»Morgen Abend. Ich verspreche es.«

»Dann werde ich dies den anderen mitteilen.« Sancho neigte den Kopf und schlenderte zu seinem Spiel zurück.

William ging weiter; achtete darauf, seine Schritte locker

und seine Hände geöffnet zu halten, während sich seine Gedanken in engen, immer kleiner werdenden Kreisen drehten.

»Hier, die wirst du brauchen. Zieh dich an, und mach dich bereit loszureiten.« William warf seinem Bruder Ancel, der auf der Kante seiner Pritsche saß und sich das vom Schlaf zerzauste Haar aus den Augen strich, eine wattierte Tunika zu. Ancels Hemd war nicht zugeschnürt, und seine stämmigen Beine waren bis auf eine kurze Unterhose nackt.

»Es ist noch mitten in der Nacht«, stöhnte er und blinzelte dabei in das Licht der Laterne.

»Es ist eine Stunde vor Tagesanbruch.«

»Wo reiten wir überhaupt hin?« Ancel tastete nach seiner Hose.

»Wir müssen Geldmittel auftreiben – beeil dich.«

»Das wird auch Zeit. In der Speisekammer sind nur noch Suppenknochen, und beim Würfeln spielen wir um Zeltplöcke. Ist es ein langer Ritt?«

»Nach Rocamadour.«

Ancel hielt mit dem Ankleiden inne. Seine Augen wurden groß. »Rocamadour?«

»Ja«, versetzte William. »Rocamadour.« Er nahm eine Satteltasche von einem Wandhaken und warf sie auf Ancels Bett. »Die wirst du für die Beute brauchen.«

Ancel starrte ihn voller Entsetzen an. »Das ist eine Sünde«, krächzte er heiser. »Gott wird uns mit Sicherheit dafür strafen!«

»Es ist ein Darlehen, das mit Zinsen zurückgezahlt wird.«

»Ja, mit unseren Seelen.« Ancel schüttelte den Kopf. »Wir werden in der Hölle dafür bezahlen – ich komme nicht mit.«

»Oh doch, das tust du. Wir haben keine andere Wahl, es

sei denn, du weißt, wo wir genug Geld auftreiben können, um die Söldner vor dem nächsten Sonnenuntergang zu bezahlen. Wenn nicht, können wir uns ebenso gut selbst die Kehle durchschneiden, und das war es dann.«

Ancel presste die Lippen zusammen. Seine Augen funkelten aufsässig.

William musterte seinen schlaftrunkenen jüngeren Bruder erbost. Er hatte Ancel vor vier Jahren in sein Turniergefolge und dann in den Militärdienst bei Harry aufgenommen. Ancel war eine seltsame Mischung von Gegensätzen – unschuldig und wissend, geschickt und tollpatschig, oft töricht, aber tief in seinem Inneren wahrlich weise. Ein Vorzug und eine Verpflichtung.

»Wir werden dafür verdammt werden«, wiederholte Ancel.

William biss sich auf die Lippe. Wenn sein Bruder begann, seine Sätze zu wiederholen, konnte man nichts anderes tun, als ihn zu ignorieren. Er mochte eingeschnappt sein, aber er würde tun, was ihm befohlen wurde, wenn auch nur langsam, widerwillig und mit vielen bösen Blicken. Er konnte die Nachhut bilden, was jedem recht sein würde. Irgendjemand musste ohnehin auf die Pferde Acht geben und die Gegend im Auge behalten.

»Beil dich«, mahnte William knapp. »Lass unseren Herrn nicht warten.«

Draußen versammelten sich die Truppen. Ihr Atem bildete in der frühen Morgenluft einen feinen Nebel. Unter Ächzen, Spucken und gelegentlichem nervösem Auflachen wechselten sie verstohlene Blicke. Ihre Stimmung war eine Mischung aus Beklommenheit und trotzig zur Schau gestellter Kampfeslust.

Williams Knappe Eustace schnallte die Ledertaschen auf Williams muskulösem Braunen fest.

»Ist das wahr, Sire?«, fragte er, als William nach den Zügeln griff und sich in den Sattel schwang. »Wir wollen Rocamadour überfallen?«

William verdrehte die Augen. »Nicht du auch noch! Es steht dir nicht zu, diese Entscheidung zu hinterfragen. Halte dich bedeckt und tu deine Pflicht – hast du mich verstanden?«

»Ja, Sire.« Eustace senkte den Blick und bekreuzigte sich im Schatten heimlich, doch William registrierte die Geste mit Verdruss, denn am liebsten hätte er es ihm gleichgetan.

Harry kam aus seiner Unterkunft und setzte dabei eine kleine Filzkappe auf. Im Gegensatz zu seinen Rittern, die er angewiesen hatte, ihre Rüstungen anzulegen, war er in seine Hoftracht gekleidet – eine bestickte Tunika, ein mit Goldborte gesäumter Umhang und ein kostbarer roter, mit Silber beschlagener Gürtel – Dinge, die er einbehalten hatte, während anderer persönlicher Zierrat verkauft worden war, um Pferde und Männer zu ernähren.

Er bedachte William mit einem starren Lächeln, als er den Fuß in den Steigbügel schob. »Gut, worauf warten wir? Lasst uns nach Rocamadour reiten und uns ein Darlehen sichern.«

Als sich der Trupp zum Aufbruch bereitmachte, kam Ancel mit grimmig zusammengekniffenen schmalen Lippen aus seinem Quartier. Ohne irgendjemanden eines Blickes zu würdigen, warf er seine Tasche über die Kruppe seines Kastanienbraunen und stieg auf.

William maß ihn mit einem harten Blick, ließ ihm sein Verhalten aber durchgehen. Zumindest hatte er ihn nicht am Kragen herschleifen müssen, und im Moment gab es Wichtigeres, worüber er sich den Kopf zerbrechen musste.

Der Schrein von St. Amadour umfasste steile Klippen, die vierhundert Fuß über dem silbern schimmernden Fluss Alzou aufragten. Die in das steinerne Antlitz der Schlucht hineingebauten, von der Morgensonne vergoldeten Kapellen schienen sich wie strahlende kleine Leuchtfeuer vom Morgenhimmel abzuheben. William biss die Zähne zusammen und bemühte sich, seine Bedenken und seine Furcht vor Gott zu ignorieren. Er wagte es nicht, sich auch nur den leisesten Hauch eines Zweifels anmerken zu lassen, weil seine Männer dies sofort bemerken und dementsprechend reagieren würden. Einige standen bereits jetzt kurz davor, zurückzusehen wie nervöse Pferde.

Harry hatte seine eigenen Gewissensbisse dadurch beschwichtigt, dass er erklärte, der Schatz sei nur ein Darlehen, und er habe als Sohn eines Königs und künftiger Wohltäter des Schreins das Recht, sich vorübergehend daran zu bedienen. Selbst ein Narr musste erkennen, dass seine Ansprüche berechtigt waren. Sein Vater hatte ihn zum König von England gekrönt, als er gerade fünfzehn Jahre alt gewesen war, und er trug seine Königswürde wie eine Rüstung und benutzte das Blendwerk seines Charmes als Schild.

Eine Handvoll Soldaten bewachte den Eingang zu der befestigten Stadt, die zum Schrein hochführte, aber Harry und William hatten dies bedacht, als sie den Plan geschmiedet hatten, und die Truppe daher aufgeteilt. Das Dutzend Söldner, das sie aus Martel mitgebracht hatten, hielt sich ein Stück entfernt verborgen. Harry, der auf das Tor zuritt, hatte als Eskorte nur seine persönliche Leibwache bei sich.

Mit einem Lächeln, das die ganze Welt zu erhellen vermochte, verkündete Harry, er sei gekommen, um am Schrein zu beten, und versprach, nichts Böses im Schilde zu führen, sondern dem Heiligen nur Ehre und Achtung zu erweisen.

»Mich haben zahlreiche Sorgen geplagt.« Er legte sich eine Hand ans Herz, setzte eine zerknirschte Miene auf, und seine Augen weiteten sich voller Unschuld. »Im Traum hatte ich die Vision, dass ich hier bei Saint Amadour und der Heiligen Jungfrau Trost und Anleitung finden würde.«

Die Wachposten berieten sich und fielen beide ebenfalls Harrys gefährlichem Charme zum Opfer, als sie sich entschieden, das Tor zu öffnen und ihn einzulassen. Danach war alles ganz leicht. Mit einigen wenigen, jedoch oft geübten Bewegungen entwaffneten William und die anderen Ritter die Soldaten und fesselten sie an einen Pfosten. Mit drei Jagdhornfanfaren riefen sie die Söldner herbei. »Denkt daran – es soll kein Blut vergossen werden«, warnte Harry. »Ich möchte nicht, dass dieses Unterfangen durch Tote besudelt wird.«

Harry überließ es den Söldnern und Knappen, das Tor zu verteidigen, und eilte mit seinen Rittern die schmale Straße zu der steilen Treppe entlang, die zu dem Schrein mit seinen Kerzenleuchtern und Platten, seinen Juwelen und seinen Reliquien führte, zu denen auch das berühmte Schwert Durendal gehörte, das sich einst im Besitz des Helden Roland befunden hatte.

Pilger flüchteten in Panik vor den glitzernden Rüstungen und den bedrohlichen Schwertern. Angespannt und auf der Hut rechnete William dort, wo die Stufen zu der Terrasse der Kapelle der Heiligen Jungfrau führten, mit Widerstand, aber es wurde kein Alarm geschlagen. Ein einzelner graubärtiger Wächter war anwesend, um die Pilger zur Ordnung anzuhalten, doch er hatte gerade in eine Ecke gepisst und zupfte immer noch seine Kleider zurecht, als die Räuber eintrafen.

»Tretet zur Seite, dann wird Euch nichts geschehen«, schnarrte William.

Der Wächter hob zum Zeichen, dass er sich ergab, die Hände und wurde augenblicklich entwaffnet und gefesselt. Zwei Mönche, die sich in der Kapelle aufgehalten hatten, beeilten sich, den Schrein mit seinem schmiedeeisernen Gitter zu sichern, aber William war schneller; er sprang vor, schob die Schulter, die von seinem Kettenhemd geschützt wurde, durch die Lücke und drängte die Brüder zur Seite.

»Holt Euren Abt«, befahl Harry. »Richtet ihm aus, dass König Henry ihn dringend zu sprechen wünscht.«

Die Mönche stürzten mit um ihre Sandalen flatternden Kutten davon. Ein halbes Dutzend Pilger kauerte vor dem Altar. William scheuchte sie hinaus und beobachtete, wie sie flohen; denn dies war leichter, als die Muttergottes anzublicken und sich zu fragen, was seine eigene Mutter wohl sagen würde, wenn sie ihn jetzt sehen könnte.

Harry trat mit aufgesetzter Gelassenheit auf den Altar zu. »Lasst dies hier.« Er deutete auf die Statue der Jungfrau mit dem Christuskind auf dem Schoß und den neben ihr stehenden juwelenbesetzten Reliquenschrein, in dem ein Fetzen von ihrem Gewand ruhte. »Und nehmt alles andere mit.« Er griff nach einem Kerzenleuchter aus vergoldetem Silber und bewunderte die filigranen Verzierungen rund um den Fuß. »Der hier gehört eindeutig uns – mein Vater hat ihn ihnen in dem Jahr meiner Krönung gestiftet. Zusammen mit diesem Kelch.« Er zeigte auf einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Becher.

Mit schmalen Lippen klappte William den Deckel einer in der Nähe stehenden Truhe mit einem vernehmlichen Knall zu; benutzte das Möbelstück als Ventil für seine aufgestaute Furcht und seinen Abscheu. Mit Juwelen bestickte Seidengewänder von unschätzbarem Wert schimmerten in üppigen smaragdgrünen und saphirblauen Falten neben schneewei-

ßem gefälteltem Leinen – Kleidungsstücke, die nur an Feiertagen und Anlässen von hoher religiöser Bedeutung zum Einsatz kamen, jetzt aber als Bündel zum Fortschaffen der Beute missbraucht wurden.

William bellte kurze Befehle, und die Männer begannen, den kostbaren Inhalt des Schreins so hastig in die Gewänder zu stopfen, als würde ihre Eile ihre Tat vor den Augen Gottes verbergen. William leitete sie an und überwachte alles; löste sich innerlich von dem furchtbaren Akt der Entweihung, wohl wissend, dass ihn seine Schuld überwältigen würde, wenn er darüber nachdenken würde, wie groß die Sünde war, die sie hier begingen.

Ancel arbeitete im Hintergrund, schaufelte Edelsteine und Münzen in seine Tasche, während er William mit giftigen Blicken durchbohrte, bis dieser ihn schließlich so hart und kalt anfunktete, dass sein Bruder die Augen niederschlug und sich abwandte.

Nachdem ihr verdammenswertes Werk beendet war, war der Schrein Unserer Lieben Frau von Rocamadour bis auf die alte, schwarz verfärbte geschnitzte Jungfrau selbst, deren Miene im Licht der auf ihrem kahlen Altar brennenden Schreinlampe undurchdringlich blieb, jeglichen Schmuckes beraubt worden. Schändung – anders konnte man es nicht nennen. Williams Magen krampfte sich zusammen, als er den Männern barsch befahl, zum Tor zurückzukehren.

Sobald er allein war, wandte er sich endlich zu der Statue um, fiel in dem schwachen roten Schein auf die Knie und senkte den Kopf. »Heilige Mutter, ich verspreche dir, dass alles ersetzt wird«, schwor er. »Mein Herr braucht dringend Geld ... Ich flehe dich an, erbarme dich, und vergib uns unsere Sünde.«

Im Schrein herrschte Stille. Das Flackern des rubinroten Lichts verstärkte die Schatten und bescherte ihm Visionen von der Hölle, die so weit von der Erlösung entfernt waren wie der Himmel von den Eingeweiden der Erde. Er erhob sich, wandte sich abrupt ab und folgte den Rittern, wobei er sich zwingen musste, nicht in einen Laufschrift zu verfallen.

Die Mönche hatten sich zusammengeschart und verfolgten mit händeringendem Tadel die Plünderung ihres Schreins. Ihr Abt Gerard D'Escorailles war ein alter Mann, jedoch noch immer kräftig genug, unverblümt seine Meinung kundzutun und Worte der Verdammnis als Waffe einzusetzen.

»Mit der Entweihung dieser heiligen Stätte begeht Ihr eine Todsünde, und Gott sieht alles und straft dementsprechend!«, dröhnte seine von Feuer erfüllte Stimme durch den Raum. »Fürchtet um Eure Seele! Eure Königswürde wird Euch nicht vor Gottes Zorn bewahren. Die Schwere Eurer Sünde wird Euch in die Hölle hinabziehen!«

»Aber Ihr könnt es Euch leisten, arme Pilger reichlich zu beschenken«, erwiderte Harry lächelnd. »Ich habe einen Eid geschworen, das Grab Christi in Jerusalem zu besuchen. Ihr werdet mir doch sicher nicht Euren Beitrag zu der Reise verwehren?«

Abt Gerards weißer Bart bebte. »Ihr macht Euch der Blasphemie schuldig! Wollt Ihr das Heilige Grab ebenfalls ausrauben und behaupten, es im Namen Christi zu tun?«

Harry lächelte immer noch, wenn auch jetzt aufgesetzt und spröde. Er hielt Abt Gerard ein versiegeltes Pergament hin, das sein Schreiber vor seinem Aufbruch verfasst hatte. »Hier ist mein feierliches Versprechen, dass ich alles ersetzen werde, was ich mir ausgeliehen habe.«

Der Abt schlug das Schreiben zur Seite. »Ein solches Do-

kument hat keinen Wert, wenn Ihr Gottes Eigentum stiehlt, um Krieg zu finanzieren und mit Euren Höllenhunden in Menschengestalt Elend über rechtschaffene Bürger zu bringen!« Sein Blick schweifte verächtlich über die versammelten Ritter. »Was Ihr stiehlt, kann niemals gleichwertig ersetzt werden, weil es überall im Land verstreut werden wird.«

»Ihr habt meinen Eid darauf, dass Ihr entschädigt werdet.« Harrys Züge hatten sich vor Wut verhärtet. »Ich würde ja sagen, fünffach, aber dies wäre Wucher, und wir wissen ja alle, wie sehr die Kirche diese Sünde verteufelt, nicht wahr?«

»Gott lässt seiner nicht spotten«, warnte der Abt mit harter, tonloser Stimme. »Wenn Ihr dieses Gold wiegt, wiegt es gegen Eure sterbliche Seele ab. Ich werde für Euch beten, nur leider vergebens, wie ich fürchte. Ihr seid für die Hölle bestimmt.«

Harry errötete. Er beugte sich vor und schob die Schriftrolle unter die Kordel, die dem alten Mann als Gürtel diente. »Bis zu meiner Rückkehr«, sagte er, machte auf dem Absatz kehrt und rauschte hinaus.

William, der seinem jungen Herrn augenblicklich folgte, spürte die Feindseligkeit der Mönche und Pilger, die sich förmlich in seinen Rücken bohrte, und darüber hinaus fühlte er die schwere Hand Gottes und die Verurteilung der Jungfrau, die seine Seele auf ewig beschämte.

An diesem Abend übertrug Harry William in ihrer Unterkunft die Aufgabe, die Beute unter den Söldnern zu verteilen. William kam ihr mit seiner üblichen Effizienz nach. Seiner ausdruckslosen Miene war nicht zu entnehmen, wie schuldig er sich fühlte. Wie Judas, der Christus verrät.

Nun, da Harry wieder über Geld verfügte, floss der Wein

in Strömen, spülte in Kreuzkümmel geschmortes Hühnchen und in Mandelmilch gekochtes Kaninchen hinunter. Ein für Abt Gerards Tafel bestimmtes Ferkel wurde mit Füllung und eingemachten Äpfeln serviert, und alle aßen, bis ihre Bäuche so hart wie straff gespannte Trommeln waren. Die Männer tranken auch entschieden zu viel; versuchten, mit ausgelassener Fröhlichkeit und Völlerei die Erinnerung an das zu unterdrücken, was sie in Rocamadour getan hatten.

Williams Belohnung für seine Rolle bei dem Raub bestand aus einem Beutel Edelsteine – Saphire, Rubine und Bergkristalle, die mit einer Messerspitze aus der Altarvertäfelung des Schreins herausgebrochen worden waren. Der an seiner Hüfte befestigte kleine Lederbeutel fühlte sich wie ein schwerer Sack voller Sünden an, während er seinen Pflichten nachging. Aber nichtsdestotrotz musste er essen, seine Pferde füttern und die Ritter versorgen, die von ihm abhängig waren; als ihr Anführer durfte er sich nicht schwach und zimperlich zeigen.

Unter der angehäuften Beute befand sich auch das Schwert Durendal, das einst dem großen Helden Roland gehört hatte, der zu Tode gekommen war, als er den Pass von Roncesvalles gegen die Sarazenen verteidigt hatte. Jeder kannte diese Geschichte. Ein kunstvolles Muster aus Goldgeflecht zierte das Heft, und der Griff bestand aus überlappenden Streifen rosenfarbenen Leders. Das Schwert war in einen Spalt in der Wand gestoßen und dann an einen in den Fels getriebenen Ring gekettet worden, was aber den Diebstahl nicht verhindert hatte.

»Die Klinge ist so stumpf wie der Verstand eines Bauern.« Harry untersuchte es kritisch. »Seit Jahren nicht mehr geschärft worden. Die Mönche haben keine Ahnung, wie man

solche Dinge pflegt. Wahrscheinlich ist es ohnehin nicht das echte Schwert von Roland. Wenn es ihm wirklich gehört hat, sollte es von einem Krieger geführt werden, statt auf einem Altar vor sich hin zu rosten.«

»In der Tat, Sire, aber es ist vielleicht nicht der beste Weg, sich Waffen zu beschaffen.«

Harry sah William mit hochgezogenen Brauen an. »Witere ich da eine neue Strafpredigt von Euch, Marschall?«

»Ich meine nur, dass wir unsere Ausgaben kürzen sollten«, erwiderte William. »Schreine wie Rocamadour sind rar und liegen weit voneinander entfernt, und sie werden das Geraubte nicht so schnell ersetzen, wie die Männer ihren Sold fordern.«

»Ja, ja.« Harry schwenkte das Schwert, sodass sich das Licht im Heft fing. »Wir sprechen morgen darüber.«

»Sire.«

Da er dringend frische Luft brauchte, ging William ins Freie, um sich zu vergewissern, dass diejenigen, die die kurzen Strohhalme gezogen hatten und somit Wache halten mussten, ihre Posten bezogen hatten und die Pferde für die Nacht versorgt worden waren. Als er sich überzeugt hatte, dass alles in Ordnung war, blieb er bei dem Trog im Stallhof stehen, um sich Wasser ins Gesicht zu spritzen, bevor er leise stöhnte und die Handballen gegen seine Augen presste. Die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie getan hatten, glich einem schwarzen Baum, der in seinem Körper wuchs und die Zweige in jeden Winkel seiner Seele ausstreckte. Diese Schande vor Gott würde ihn ewig begleiten. Er ließ die Hände sinken, stützte sie auf die steinernen Ränder des Troges und blickte auf das im Wasser schwimmende verzerrte Spiegelbild des Mondes, während er vor seinem geistigen Auge die Flammen

der Hölle durch sein eigenes dunkles, durchsichtiges Ebenbild lodern sah. Schließlich richtete er sich auf, rief sich zur Raison und ging wieder ins Haus.

Harry würfelte gerade, nutzte Münzen aus der Beute als Einsatz und hatte das Schwert quer über seinen Schoß gelegt.

William machte einen Bogen um die Spieler und ging die Treppe zu seiner Kammer hinauf. Der Raum war in Dunkelheit gehüllt, nur ein Strahl des Mondlichtes fiel durch die Fensterläden. Von Ancels Pritsche wehten abgehackte, gequälte Atemzüge herüber. William holte die Laterne aus der Mauernische draußen vor der Kammer, hielt sie über das Bett und sah, dass sein Bruder kniete. Sein Körper bebte vor Schluchzen, und er hatte die Fäuste vor der Brust geballt.

»Ancel?«

Ancel drehte sich um. Sein Gesicht war von einer Angst verzerrt, die an Entsetzen grenzte. »Ich habe geträumt, ich würde bei lebendigem Leibe von Dämonen geschmort«, jammerte er. »Sie haben mir ihre Mistgabeln durch die Eingeweide getrieben und sie um die Zinken gedreht. Und Unsere Liebe Frau von Rocamadour hat zugeschaut und mich für die Tat verflucht, bei der sie mich beobachtet hat.«

Ein eisiger Schauer rann William über den Rücken. »Es war nur ein Albtraum«, sagte er knapp. »Harry wird es wiedergutmachen – es wird alles zurückgezahlt.«

»Du erwartest doch nicht von mir, dass ich das glaube, nun, da alles schon verteilt worden ist? Für diesen Frevel erlangen wir nie Vergebung, das weißt du! Ich hätte niemals von zu Hause weggehen sollen, um dich zu den Turnieren zu begleiten.« Ancel kehrte William den Rücken zu, legte sich wieder hin und rollte sich wie ein Embryo zusammen.

»Ancel ...« William öffnete die Hände und ließ sie an den

Seiten herabfallen. Sein Bruder verstand nicht, was es bedeutete, einen Kommandantenposten innezuhaben und Entscheidungen zum Wohle aller treffen zu müssen. Ancel liebte den Glanz und den Ruhm und stellte sich gern in prunkvollem Staat zur Schau, hatte aber keine Vorstellung von der Realität, die sich hinter dieser Fassade verbarg. Andere wurden vor schwierige Wahlen gestellt und dann dafür verdammt.

William seufzte, wandte sich ab und kehrte wieder zu seinem Würfelspiel zurück. Harrys Platz auf der Bank war leer.

»Latrine.« Robert of London deutete mit dem Kopf auf eine niedrige Tür. »Zu reichliches Essen nach den Hungerzeiten.« Eine Frau beugte sich vor, um seinen Becher neu zu füllen, woraufhin er ihr mit der Hand über die Hüfte strich und ihr einen Kuss gab.

Harry kehrte einen Moment später zurück, rieb sich den Magen und verzog das Gesicht, nahm aber seinen Platz am Tisch wieder ein. »Setzt Euch, Marschall, und lasst Euch auf ein Spiel ein«, sagte er. »Trinkt einen Schluck Wein.« Er reichte William eine kunstvoll gearbeitete Bergkristallkaraffe aus der Beute des Raubzuges.

William setzte sich neben ihn, schenkte sich Wein ein und wusste, als Harry die Würfel schüttelte und warf, dass jeder Mann, der heute Abend an diesem Tisch saß, verdammt war.

William blieb auf der Schwelle von Harrys Kammer stehen und wappnete sich. Er brauchte die verängstigten Diener erst gar nicht zu fragen, wie sein Herr die Nacht verbracht hatte, weil er die Geräusche und die unterdrückten Schmerzensschreie gehört hatte. Harry war seit einigen Tagen krank, und sein Zustand verschlechterte sich zusehends. Alles, was er zu sich nahm, erbrach er entweder wieder, oder seine Ein-

geweide entleerten sich schneller, als er die Latrine erreichen konnte. William hatte die Ruhr oft genug gesehen, um die Folgen zu kennen. Einige überlebten sie, viele nicht.

Er hatte den Männern erzählt, dass Harry sich gut erholte, aber die Zweifel und die Ungläubigkeit in ihren Augen waren ihm nicht entgangen, und obwohl er sich in ihrer Gegenwart optimistisch gab, war ihm hinter der Fassade übel vor Furcht.

Als er die Kammer betrat, stieg ihm der Gestank von Erbrochenem und Fäkalien in die Nase, und er kämpfte gegen einen heftigen Brechreiz an, als er einem Diener gegenüberstand, der eine Schüssel mit einer blutigen braunen Flüssigkeit in den Händen hielt.

»Bring das weg«, befahl William mit gepresster Stimme. »Und sorg dafür, dass der König frisches Bettzeug bekommt.«

Der Diener deckte die Schüssel mit einem Tuch ab. »Wir haben die Laken bereits zweimal gewechselt, Messire ...«

»Dann wechselt sie noch einmal.«

»Die Wäscherin ist schon gegangen, um saubere zu holen.«

Der Mann entfernte sich, und William trat an das Bett, um sich neben Harry zu setzen. »Wie geht es Euch heute, Sire? Besser, nehme ich an?« Er registrierte erschrocken, wie eingefallen Harrys Züge waren. Jegliche Feuchtigkeit war aus seinem Gesicht gewichen, sodass sich die Haut über den Knochen spannte. Seine Lippen waren ausgedörrt und von den Zähnen zurückgezogen, und in seinem Mund befand sich kein Tropfen Speichel mehr. William spähte über seine Schulter zu Harrys vor Angst blassen Dienern und warf ihnen einen warnenden Blick zu.

Die Waschfrau erschien mit frischem Bettzeug vom Trockenplatz, das nach Sonnenschein roch. Harry musste aus

dem Bett gehoben werden, während seine Laken gewechselt wurden. Er war bleich, rang nach Atem und biss die Zähne zusammen, während er auf einem Stuhl kauerte und sich an William festhielt. »Wenn es Dämonen gibt«, keuchte er, »dann haben sie ihre Klauen in meine Eingeweide geschlagen und reißen sie in Fetzen. Ich scheiße mein Lebensblut in eine Resteschüssel.« Ein verzweifelter Blick traf William. »Es liegt an Rocamadour und den anderen Schreinen, das sagen sie doch alle, nicht wahr? Es ist die Strafe für meine Sünden.«

»Sire, niemand sagt etwas Derartiges.«

»Doch, das tun sie, und sie glauben es... Und sie haben recht.« Harry schluckte, was klang wie ein trockenes Klicken. »Mich erwartet die Hölle.«

Auch Williams eigener Mund war strohtrocken. »Nein, Sire... Das glaube ich nicht.«

Harrys Gesicht verzerrte sich. »Ihr glaubt es, und ich glaube es auch. Spendet mir keinen falschen Trost, Marshall, und verrätet mich jetzt nicht.« Er packte Williams Ärmel und krallte die Finger hinein, als ihn ein Krampf schüttelte. »Ihr seid mir seit meiner Jugend eine Stütze, und Eure Loyalität ist unerschütterlich.«

»Immer, Sire.« Williams Augen brannten vor Reue und Mitleid. Harrys königliche Eltern hatten ihm das Amt des Beschützers und Mentors ihres ältesten Sohnes anvertraut, und er hatte in jeder Hinsicht versagt. »Und ich werde Euch auch jetzt nicht verlassen.« Andere taten dies bereits – das Ungeziefer, das sich immer am Rand von Armeen herumdrückte, um die Krumen aufzupicken, und das einen untrüglichen Instinkt dafür hatte, wann es weiterziehen musste, ehe die Vorratskammer leer war.

»Ich beabsichtige, alles zurückzugeben, was ich aus den

Schreinen von St. Martial und Rocamadour geraubt habe.« Harrys Hand hatte sich wie ein Schraubstock um Williams Arm geschlossen. »Das wisst Ihr.«

»Ja, Sire«, erwiderte William. In gewisser Hinsicht traf das zu, aber Absicht und Umsetzung war bei Harry nicht immer ein und dasselbe.

Das Gesicht des jungen Mannes verzerrte sich erneut, als ein weiterer Krampf einsetzte. »Ihr müsst mir helfen, Wiedergutmachung zu leisten, wenn ich es selber nicht mehr kann.«

William versuchte, sich immer noch wider besseres Wissen einzureden, dass Harry am Leben bleiben würde, und die Worte betäubten ihn, weil sie ihn zwangen, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken. »Wenn es in meiner Macht liegt, werde ich es tun, Sire.«

»Marschall, ich will nicht in der Hölle schmoren, was ohne Gebete und Fürbitten sicher der Fall sein wird.« Harry rang nach Luft und bemühte sich weiterzusprechen. William half ihm, ein paar Schlucke mit Wasser versetzten Wein zu trinken. »Ich ... ich möchte, dass Ihr nach Jerusalem reist und meinen Umhang in der Grabeskirche auf das Grab Christi legt.«

William starrte ihn an.

»Versprecht es mir ...« Harrys in die Höhlen gesunkene Augen füllten sich mit Angst und dem Flehen um Beistand. »Lasst mich jetzt nicht im Stich. Wenn ich Euch je etwas bedeutet habe, dann tut es für mich.«

»Ich verspreche es Euch bereitwillig, Sire«, antwortete William, ohne zu zögern und ohne sich seinen Schock anmerken zu lassen. Er legte seine Hand auf die von Harry, spürte, wie sich die Knochen unter der Haut abzeichneten. »Aber ich hoffe, Ihr werdet diesen Eid selbst in Jerusalem leisten können.«

»Nein«, flüsterte Harry. »Das ist Gottes Strafe für meine Sünden... Es ist das Ende – ich werde dieses Gemach nur noch auf einer Totenbahre verlassen.«

Es war vorüber. Zur zehnten Stunde des zehnten Tages des Junis starb der junge König Henry, ältester Sohn des Königs von England und Herzog der Normandie, umgeben von seinen fassungslosen und verängstigten Rittern unter Qualen auf einem Aschelager auf dem Boden seiner Kammer in Martel. Zum Zeichen, dass er seine Sünden bereute, trug er einen Strick um den Hals und umklammerte mit den Händen ein schlichtes Holzkreuz. Er war erst achtundzwanzig Jahre alt gewesen, sah aber aus wie hundert.

William bückte sich und zog behutsam den großen Saphiring von Harrys Zeigefinger, dann küsste er den Rücken der schlaffen, kalten Hand seines Herrn. Harrys Vater hatte sich geweigert, nach Martel zu kommen, da er fürchtete, die Benachrichtigung wäre eine Kriegslist, die ihn in einen Hinterhalt locken sollte. Aber er hatte den Ring als Unterpfand geschickt und so zumindest bewiesen, dass noch immer ein Band zwischen Vater und Sohn bestand, obwohl das Schmuckstück jetzt mit der Benachrichtigung über die Tragödie zu Henry zurückgebracht werden musste.

Während seiner letzten klaren Momente hatte Harry William erneut gebeten, nach Jerusalem zu reisen und seinen Umhang auf das Heilige Grab zu legen, und William hatte sein Versprechen öffentlich vor den um das Totenbett gescharten weinenden Rittern und Geistlichen wiederholt. Zu Lebzeiten war Harry sein Schutzbefohlener gewesen, und er hatte ihn im Stich gelassen. Ihm oblag nun die noch schwerer wiegende Pflicht, ihn im Tod vor dem Höllenfeuer zu be-

wahren und, wenn möglich – was William nicht als sicher voraussetzte – für ihre Sünden Buße zu tun und nicht nur Gottes Vergebung, sondern auch die der Heiligen Jungfrau zu erlangen.

Als William sich zurückzog, um vor Tagesanbruch noch eine Stunde Schlaf zu finden, sah er, dass Ancel vor einer brennenden Kerze und einem kleinen hölzernen Kreuz im Gebet versunken war. Sein Bruder war nicht dabei gewesen, als William geschworen hatte, nach Jerusalem zu gehen, weil jemand trotz allem Wache halten musste, und Ancel hatte sich freiwillig dazu erboten.

Ohne sich umzudrehen, sagte Ancel mit rauer Stimme: »All die Dinge, die wir in Rocamadour geraubt haben... Menschen sind dorthin gekommen und haben vor ihnen um Beistand gebetet und Fürbitten gesprochen oder hatten sie aus Dankbarkeit für erhörte Gebete als Spende dort abgelegt. Jetzt sind sie unsererwegen besudelt – all ihre Macht ist dahin. Sie haben unserem jungen Herrn bei seiner Krankheit nichts genutzt... Vielleicht haben sie sogar sein Ende herbeigeführt. Viele werden sagen, dass er bekommen hat, was er verdient.« Er holte zittrig Atem und sah William mit glasierten Augen an. »Und wenn das zutrifft, wie wird dann Gottes Strafe für uns ausfallen? Wir werden alle in der Hölle schmoren, so viel steht fest.«

William ließ sich schwer auf Ancels Matratze sinken und barg den Kopf in den Händen.

»Ich weiß nicht mehr, was die Wahrheit ist«, stieß Ancel abgehackt hervor. »Ich habe zu dir aufgeschaut, weil ich dachte, du wüsstest, was zu tun ist, aber nach Rocamadour habe ich dieses Vertrauen verloren. Jeder Mensch muss ster-

ben, und ich möchte keine ewigen Qualen leiden müssen – aber genau so wird es kommen.«

William hob mit einem erschöpften Seufzen den Kopf. »Du hast recht. Ich werde keine Entschuldigung vorbringen. Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass Harry mir seinen Umhang anvertraut hat. Er hat mich gebeten, ihn nach Jerusalem zu bringen und ihn als Buße für seine Sünden auf das Grab Christi zu legen, damit er und somit wir alle um Absolution für das Verbrechen bitten können, das wir aus der Notwendigkeit heraus begangen haben. Ich weiß, dass du nur mit nach Rocamadour geritten bist, weil ich dich dazu gezwungen habe, und ich bin mir meiner Schuld bewusst. Jetzt bitte ich dich, mich nach Jerusalem zu begleiten und für das zu büßen, was wir getan haben. Aber ich würde es verstehen, wenn du dich weigerst.«

Ancels Augen wurden groß, das Weiße schimmerte im Laternenlicht. »Nach Jerusalem?«

»Ja. Zusammen mit Eustace und allen anderen, die die Reise auf sich nehmen wollen. Ich weiß nicht, ob wir unser Ziel erreichen oder überhaupt zurückkommen werden, aber es ist besser, bei dem Versuch zu sterben, als mit der Sünde zu leben.«

Ancels Adamsapfel hüpfte. Und dann rang er nach Luft, barg das Gesicht in den Händen, und ein herzerreißendes Schluchzen schüttelte seinen Körper.

William legte ihm zaghaft eine Hand auf die Schulter. »Also ... Wie entscheidest du dich?«

Ancel drehte sich um und presste den Kopf gegen Williams Brust, und als seine Stimme ihm wieder gehorchte, klang sie tränenerstickt. »Natürlich komme ich mit dir – um nichts in der Welt könntest du mich davon abhalten!«

»Wir werden das begangene Unrecht wiedergutmachen«, schwor William. Auch seine eigene Kehle war vor unterdrückten Emotionen wie zugeschnürt. Dann fügte er mit düsterer Entschlossenheit hinzu: »Und ich werde mein Leben dafür geben, dieses Versprechen zu halten, wenn es sein muss.«

Turm von Rouen, Juli 1183

Ancel hielt die Zügel von Williams mächtigem rotbraunem Schlachtross Bezant. »Ich behaupte noch immer, dass du verrückt bist. Warum überlässt du dem König dein bestes Pferd – deine beiden besten Pferde, um genau zu sein?« Er deutete auf Williams zweites Schlachtross, Bezants jüngeren Halbbruder Cuivre, um das sich Eustace kümmerte.

William rang um Geduld. Sie hatten bereits mehrere Male darüber diskutiert, aber wenn Ancel sich einmal eine Meinung gebildet hatte, hielt er unerschütterlich daran fest. »Ich habe dir doch erklärt, warum. Ich will nicht riskieren, die Tiere auf einer langen, anstrengenden Reise einzubüßen, und ich weiß, dass der König nichts anderes im Gegenzug für Geldmittel akzeptieren wird.« Abgesehen davon verspürte William das persönliche Bedürfnis, Buße zu tun und seine Schuld zu sühnen. Seine besten Pferde zu opfern würde dazu beitragen, dass er seine Sünde wieder ausgleichen konnte.

»Die Lords, die vor langer Zeit aufgebrochen sind, um Jerusalem zu befreien, haben ihre Schlachtrösser mitgenommen«, wandte Ancel ein.

»Und sie haben sie unterwegs verloren. Glaubst du wirklich, auch nur ein Mann ist auf dem Pferd in Jerusalem eingetroffen, auf dem er daheim losgeritten ist?«

Ancel öffnete den Mund, um erneut zu widersprechen,

aber William zwang ihn mit einem scharfen Blick zum Schweigen und machte sich auf den Weg zu seiner Audienz beim König.

Er hatte mit Henry bereits über den Tod seines Sohnes gesprochen – eine schmerzliche Befragung über sich ergehen lassen, die im königlichen Feldzugszelt im Limousin stattgefunden hatte. Henrys Trauer war tief und aufrichtig gewesen, aber hinter einer Fassade aus eiserner Selbstbeherrschung verborgen geblieben. Nun, da Harry in der Kathedrale von Rouen begraben worden war, war es an der Zeit für eine zweite Audienz. William war von der Aussicht nicht sonderlich angetan, aber darauf vorbereitet und gefasst.

Er wurde in das Gemach des Königs geführt, in dem es von Beamten, Schreibern, Geistlichen, Edelleuten, Dienern und Boten wimmelte – all den vielen kleinen und großen Rädchen, die die Maschinerie des dynamischsten Hofes des Christentums in Betrieb hielten. Der für die Steuerung all dieser Rädchen verantwortliche Mann saß zusammengesunken in seinem mit Kissen gepolsterten Stuhl und umfasste mit einer Hand seinen grau gesprenkelten rötlichen Bart. Sein Gesicht war ausdruckslos, und für einen König, der den geradezu legendären Ruf hatte, keinen Moment zur Ruhe zu kommen, war diese stumpfe, lebensüberdrüssige Haltung erschreckend ungewöhnlich. Allerdings hatte er gestern seinen ältesten Sohn begraben.

William kniete vor Henry nieder und senkte den Kopf. Henry schwieg lange, ließ zu, dass die Stille an Gewicht gewann. Als er endlich das Wort ergriff, haftete seiner Stimme die weiche Sandigkeit gesiebter Asche an. »Ihr kommt also zu mir, und ich muss mich fragen, warum Ihr das tut und warum ich Euch jemals wieder empfangen sollte.«

»Sire, Ihr seid mein Lehnsherr. An wen sollte ich mich sonst wenden?«, gab William zurück.

»So habt Ihr nicht gedacht, als Ihr mir in den Rücken gefallen seid, nicht wahr?« Henry richtete sich auf und beugte sich ein wenig vor, sodass sein Hals ein Stück zwischen seinen Schultern verschwand. »Warum sollte ich Euch an meinem Hof dulden? Warum sollte ich Euch nicht hinauswerfen oder in den Kerker sperren lassen?«

Williams Nackenhaare richteten sich auf. Es wäre für Henry ein Leichtes, ihn zum Sündenbock für seine Trauer zu machen. »Sire, Ihr habt mir den Posten als Marschall Eures Sohnes übertragen, und ich habe mich stets bemüht, dieser Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden. Mehr stand nicht in meiner Macht – ich wünschte, es wäre anders.«

Henry verstummte erneut. William warf ihm einen verstohlenen Blick zu und sah, dass der König mit dem Saphiring herumspielte, den Harry auf seinem Sterbelager getragen hatte. Henry betrachtete ihn, zog ihn geistesabwesend von seinem Finger und steckte ihn wieder an.

William holte tief Atem und sprach, bevor das Schweigen undurchdringlich wurde. »Sire, Euer Sohn hat mich in seinen letzten Stunden gebeten, seinen Umhang nach Jerusalem zu bringen, ihn auf das Grab Christi zu legen und in seinem Namen um Vergebung zu bitten, und ich habe geschworen, seinen Wunsch zu erfüllen. Ich beabsichtige, diesen Schwur zu halten, koste es, was es wolle – nichts wird mich davon abhalten, nur mein eigener Tod.«

Henry maß ihn mit einem säuerlichen Blick. »Somit leistet Ihr zumindest etwas, und vielleicht ist es das Beste, wenn Ihr mir einige Zeit lang nicht mehr unter die Augen kommt. Wann wollt Ihr aufbrechen?«

William räusperte sich. »So bald wie möglich – mit denjenigen meiner Männer, die mich begleiten wollen. Aber vorher muss ich nach England reisen, um mich zu verabschieden und die nötigen Geldmittel aufzutreiben.«

Henry erwiderte nichts darauf, und William wusste nicht, ob er auf den Knien verharren oder sich entfernen sollte. Ein weiterer flüchtiger Blick verriet ihm, dass das Kinn des Königs zitterte.

»Seid Ihr deswegen zu mir gekommen?«, krächzte Henry endlich. »Um Geld zu bekommen? Habt Ihr nach dem, was Ihr zusammen mit meinem Sohn getan habt, nicht selbst genug davon? Ha, Ihr überrascht mich, Marschall!«

William nahm den Seitenhieb stumm hin, aber es fühlte sich dennoch an, als würde man ihm mit einem Messer eine frische Wunde aufschlitzen, aus der alle Erinnerungen hervorquollen, all die Scham und bittere Reue dessentwegen, was in Rocamadour geschehen war. Er war bereits gezwungen gewesen, den König zu ersuchen, Harrys Söldnern den ihnen zustehenden Sold auszuzahlen. William hatte ihnen versprochen, dass sie ihr Geld erhalten würden, und Henry hatte sich darum gekümmert und die Schulden seines Sohnes bezahlt, allerdings widerwillig, und er gab William die Schuld dafür.

»Sire, ich habe Euch meine beiden besten Pferde gebracht – ich dachte, Ihr wollt sie vielleicht bis zu meiner Rückkehr bei Euch behalten.«

Henrys Miene wurde scharf, seine Energie kehrte zurück, und er gab sich kurz angebunden und geschäftsmäßig. »Ihr habt sie dabei?«

»Ja, Sire, sie stehen im Hof.«

»Zeigt sie mir. Ich will ja schließlich nicht, dass Ihr mir Schindmähren aufhalst, nicht?«

William übergang auch diesen versteckten Seitenhieb. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keine Schindmähre besessen. Als königlicher Marschall verstand er mehr von Pferden als jeder andere, den König mit eingeschlossen.

Henry schlang seinen Umhang um sich, und als er sich erhob, rutschte der Saphirring von seinem Finger und rollte klirrend über die Bodenfliesen. Beide Männer starrten ihn an, und wieder trat eine kurze, schreckliche Stille ein, bevor Henry sich abwandte und aus dem Raum rauschte, ohne den Edelstein aufzuheben. William folgte ihm. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn, denn der fallen gelassene Ring betonte für ihn den Umstand, dass der junge König nicht mehr auf dieser Welt weilte und wie endgültig dies war.

Henry stapfte in den Hof, wo die beiden Schlachtrösser aufgezäumt und gestriegelt warteten, mit den Schweifen nach den Fliegen schlugen und die Köpfe hochwarfen. Er musterte den muskulösen Rotfuchs und seinen dunkleren bronzefarbenen Bruder mit einem geschulten Blick. »Wie alt?«, erkundigte er sich.

»Bezant ist sieben und Cuivre sechs«, erwiderte William. Er wusste, dass Henry die Pferde annehmen würde. Er würde sie auf Kosten irgendeines seiner Untertanen einstellen und während Williams Abwesenheit als Deckhengste benutzen. Viele gute Fohlen würden während dieser Zeit gezeugt werden.

Henry untersuchte die Pferde wie ein erfahrener Händler auf dem Smithfield-Tiermarkt, strich mit den Händen über ihre Muskeln und an ihren Beinen hinunter und machte dabei die ganze Zeit ein Gesicht, als würde er minderwertige Ware begutachten. Endlich richtete er sich auf und verkündete sein Urteil. »Um der Liebe willen, die ich meinem ver-

storbenen Sohn entgegenbringe, werde ich diese Tiere zu mir nehmen und versorgen, während Ihr fort seid, und Euch hundert Pfund für beide bezahlen, damit Ihr Eure Kosten decken könnt. Wenn Gott Euch gnädig ist und Ihr zurückkehrt, dürft Ihr zu mir kommen und sie gegen das Versprechen auslösen, diese Summe zu erstatten.«

Ancel, der neben William stand, hüstelte verstimmt, und William warnte ihn mit einem raschen Rippenstoß. »Sire«, erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung, »es ist mir eine Ehre, Euer Angebot dankbar anzunehmen.«

Henry musterte ihn mit einem abschätzenden Blick, wog seine Aufrichtigkeit ab, doch William spürte, dass sie in vertraute Gewässer zurückgekehrt waren, auch wenn die See noch rau war.

»Lasst uns zum Ende kommen«, schlug Henry vor. »Ich werde Briefe aufsetzen lassen, die Ihr zum päpstlichen Hof in Rom und meinem Vetter König Baldwin in Jerusalem mitnehmen könnt.« Mit einem knappen Nicken rieb er sich die Hände, als würde er sie waschen, und verließ den Hof, ohne sich noch einmal umzublicken.

»Ich fasse es nicht, dass du eingewilligt hast, ihm diese Pferde für hundert Pfund zu überlassen«, protestierte Ancel empört. »Sie sind gut und gerne das Doppelte wert!«

»Wäre es dir lieber gewesen, wenn ich mich geweigert oder mit ihm gefeilscht hätte?«, fauchte William. »Sein Sohn ist tot, und ich war für sein Wohlergehen verantwortlich – dafür, dass er am Leben bleibt –, und ich habe versagt. Ich weiß sehr wohl, dass er mir nicht den Preis gezahlt hat, den die Schlachtrösser wert sind, aber mit hundert Pfund kommen wir eine Weile aus, und unsere Pferde werden in der Zwischenzeit gut versorgt. Andere werden uns mit Geld und Vor-

räten ausstatten, und ich habe im Tempel eine Summe hinterlegt. Wir müssen keine Not leiden – und selbst wenn dem so wäre, würde ich barfuß und nur in meiner Unterhose nach Jerusalem wandern, um diese Mission zu erfüllen.«

Ancel machte ein finsternes Gesicht, sagte aber nichts mehr. William nahm ihm Bezent ab, rieb über die weiße Blesse des Schlachtrösses und fütterte es mit ein paar aus den königlichen Vorratskammern entwendeten getrockneten Datteln. Er hatte unzählige Stunden damit verbracht, das Pferd auszubilden, und zwischen ihnen bestand ein starkes Band aus Vertrauen und Zusammenarbeit, aber er würde auf der Reise sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Er verabschiedete sich von Cuivre, bevor er beide Tiere Henrys Stallburschen übergab. Während er zusah, wie die beiden davongeführt wurden, verspürte er tiefen Kummer; denn selbst wenn er zurückkam und sie wieder ritt, würde es nie wieder in dem freudigen Tumult der Turniere sein, die er einst mit seinem jungen Herrn bestritten hatte. Diese Zeit war ein für alle Mal vorbei.

Landsitz Caversham, April 1219

Jenseits der friedlichen Stille seiner Krankenzimmer zogen an einem schönen Frühlingsmorgen flauschige weiße Wolken über den klaren blauen Himmel. Das Licht war so hell, dass es William blendete, und Isabelle, die neben seiner Sänfte herging, rückte sacht die Kreppe seines Hutes zurecht, um sein Gesicht in Schatten zu tauchen, bevor sie seine Hand in die ihre nahm. In Jerusalem hatte er in viel grellerem Sonnenlicht geblickt, aber dieser Tage waren seine Augen an die Milde des Schattens gewöhnt.

Für gewöhnlich kamen die Menschen an sein Bett, aber heute hatte er sich wohl genug gefühlt, um der Messe in seiner Kapelle St. Mary beizuwohnen. Seine Ehe mit Isabelle hatte ihm die finanziellen Mittel verschafft, diesen Ort so reich auszuschnücken, wie es der Jungfrau zukam. Er hatte ihr in Rocamadour einen Eid geschworen und ihn hier, in Caversham, gehalten.

Er war gemäß seinem Rang als Earl of Pembroke für die Messe gekleidet; sein ausgezehrer Körper war in eine grüne Tunika und einen pelzgefütterten Umhang mit Goldschnallen gehüllt. An den Fingern trug er Ringe, zum ersten Mal seit Wochen, obwohl Isabelle sie unten mit ihrem Nähgarn hatte umwickeln müssen, weil sie zu groß waren. Sein Arzt hatte es für unklug gehalten, selbst diesen kleinen Ausflug zu

unternehmen, aber William hatte seinen Rat missachtet. Er würde nicht wieder gesund. Stürbe er einen Tag früher, wäre wenigstens seine Seele gestärker.

Er würde das tun, was er immer getan hatte, wenn er sich in Caversham aufhielt, selbst unter extremen Umständen, weil Caversham sein Zuhause war. Der Ort, an dem er immer seinen Gürtel hatte abschnallen, die Füße auf einen Schemel legen und Momente privater Behaglichkeit mit seiner Familie hatte genießen können. Mit einem Kind auf dem Schoß und einem Hund zu seinen Füßen. Isabelle, die ihm über das Kaminfeuer hinweg zulächelte. Isabelle, die in ihrem Bett lag, während eine ihrer blassen Schultern durch das schwere goldene Haar hindurchschimmerte. Dies würde mit das letzte Mal sein, dass er lebend und atmend vor den Altar trat, und er war entschlossen, all seine bemerkenswerte Willenskraft aufzubieten, um es durchzustehen.

Die Ritter trugen William durch die Kapellentüren in das geheiligte Innere, wo sich das Licht änderte. Hier gab es keinen Sonnenschein mehr, sondern nur noch den Schimmer hunderter Bienenwachskerzen, die die juwelenbesetzte Figur der Jungfrau beleuchteten, die mit dem Christuskind auf dem Knie und einer Himmelskrone auf dem Kopf auf ihrem Thron saß. Weihrauchduft erfüllte die Luft, vermischte sich mit dem Kerzendunst und schuf vor ihrem Bild einen goldenen Glanz. William bat stumm um Verzeihung, dass er sich nicht länger vor ihr zu Boden werfen konnte, wie es ihr eigentlich gebührte. Dennoch empfand er eine überwältigende Dankbarkeit dafür, dass er vor ihr Antlitz treten konnte, solange noch ein Atemzug in seinem Körper war. Er würde ihr jetzt mit Gebeten dienen und dann sehr bald im Geiste, wenn der Augenblick kam, in dem er seine sterbliche Hülle verlassen musste.

Templerkirche, Holborn, Juli 1183

In London regnete es – ein Sommerguss, der die Oberfläche der Themse mit kleinen Wellen versah und dem Wasser die Schattierung eines stumpfen Schwertes verlieh. William hatte mit seinem kleinen Gefolge die Brücke von der Southwark-Seite überquert, woraufhin sie augenblicklich von den durchdringenden Gerüchen der nassen Stadt eingehüllt worden waren, einem so starken, komplexen Parfüm, anziehend und abstoßend zugleich, dass sich ihre Nackenhaare aufstellten. Kot und Exkreme, der brackige, modrige Geruch des Flussufers bei Ebbe. Rauch von Kochfeuern, Ausdünstungen von Menschen, nassem Holz und Stein. Als sie vom Fluss in das Fleischerviertel einbogen, schlug ihnen der blutige Aasgestank faulenden Fleisches entgegen; aber es war zum Glück nicht so übel riechend, wie es bei voller Tageshitze der Fall gewesen wäre. Der Regen hielt auch die Fliegen fern.

Der aus dem überquellenden Rinnstein fließende Unrat spritzte unter den Hufen ihrer Pferde auf, bis sie endlich nach Ludgate kamen und in die Vororte hinter den Stadtmauern ritten, wo es nach durchweichten grünen Gärten roch. Die Gebäude drängten sich nicht länger wie raufende Trunkenbolde aneinander, sondern waren geräumig und zeugten von Wohlstand. Von gelegentlichen Blicken abgesehen schenkte William seiner Umgebung kaum Beachtung,

sondern hielt den Kopf gesenkt und behielt seine Gedanken für sich. Da er seine Bürde mit niemandem aus seinem Gefolge teilen konnte, war sie von Tag zu Tag schwerer geworden. Er wurde nicht von Albträumen gepeinigt wie Ansel – wozu auch, wenn er jeden wachen Moment damit lebte? Er kannte nur einen einzigen Menschen, der ihm vielleicht helfen konnte, aber ob er dies auch wollen würde, wenn er die ganze Geschichte gehört hatte, war eine andere Frage.

Endlich erreichten sie Holborn und bogen durch einen offenen Torweg, der von zwei Sergeanten in dunklen Gewändern bewacht wurde, in einen Hof ein, hinter dem Ställe und ein Gewirr aus Holz- und Steingebäuden lagen. Der bauchige Rundbau der Kirche der Tempelritter war gerade eben sichtbar.

»Wartet hier«, befahl William seinem Gefolge und deutete dabei auf einen an den Seiten offenen Unterstand an einer Wand. Ansel machte Anstalten, ihm zu folgen, aber William wies ihn an, bei den anderen zu bleiben und das Kommando zu übernehmen. »Ich muss allein mit Aimery sprechen.«

Ansel runzelte verdrießlich die Stirn, widersprach aber nicht. William ließ seine Gefährten allein und betrat das Labyrinth aus Häusern. Als Junge hatte er den Tempelgebäudekomplex gelegentlich besucht, wenn sein Vater in der Schatzkammer zu tun gehabt hatte. Er hatte hier sogar am Gottesdienst teilgenommen, aber die Kirche war weit über ihr ursprüngliches Fundament hinausgewachsen, und die Gebäude sahen jetzt so aus, als würden sie von einer riesigen Hand zusammengequetscht. Etwas über eine halbe Meile entfernt wurde auf einem Landstück in der Nähe des Flusses eine neue Kirche gebaut, die jedoch noch nicht für die Weihung bereit war.

William blieb bei einem kleinen rosafarbenen Marmor-

springbrunnen stehen und tauchte den an einer Kette befestigten Krug hinein, um einen Schluck zu trinken. In der Schmiede wurde ein Pferd beschlagen; die kräftigen, rhythmischen Hammerschläge hallten in seinem Schädel wider. Hufeisen anzufertigen war eine der ersten Erwachsenentätigkeiten, die er erlernt hatte, obwohl er damals noch ein Kind gewesen war. Seine Muskeln erinnerten sich noch an die Anstrengungen, die es ihn gekostet hatte, und er entsann sich des Stolzes in den Augen seines Vaters, wenn er einen Hammerschlag richtig gesetzt hatte, und des brennenden Rotes der Funken auf seinen Armen.

Mit einer abrupten Bewegung stellte er den Becher zurück und ging auf eine Tür zu, vor der zwei Tempelritter Wache hielten.

»Ich bin William der Marschall, ehemals in den Diensten des jungen Königs, Gott schenke seiner Seele Frieden. Ich habe etwas Dringendes mit Aimery de Saint Maur zu besprechen.«

»Bruder Aimery verrichtet gerade seine Andacht«, erwiderte einer der Männer, wobei er ihn abschätzend musterte. »Wartet im Aufwärmraum auf ihn. Wir schicken einen Knappen, der ihm ausrichtet, dass Ihr hier seid.«

William nickte zum Dank, unterdrückte seine Verzweiflung und entfernte sich in die Richtung, in die die Templer zeigten. Er konnte es nicht ertragen zu warten, und doch blieb ihm nichts anderes übrig. Er setzte sich auf eine Bank, faltete die Hände, senkte den Kopf und fühlte sich zittrig und elend. Die letzten Wochen hatten dem Versuch geglichen, alles, was ihn aufwühlte, in einem fadenscheinigen Sack zusammenzuhalten, in dem sich immer wieder Löcher bildeten, und er wusste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis sein

ganzes Leben herausquellen und zerstört am Boden liegen würde. Dann würde er nur noch einen substanzlosen Fetzen in der Hand halten, der einst seine Ehre gewesen war.

»Gwim?«

Er blickte auf und in die zwinkernden blauen Augen von Aimery de St. Maur. Die Löcher in dem Sack rissen weiter auf, als er den Namen hörte, an den er sich noch gut aus Kindertagen erinnerte. Niemand außer Ancel und Aimery nannte ihn jemals Gwim. Das rötliche Gesicht des Templers glühte vor fröhlicher Gutmütigkeit, und obwohl sein braunes Haar sauber gestutzt war, wies es noch immer die nicht zu bändigenden jungenhaften Locken auf. Er trug das weiße Ordensgewand mit dem roten Kreuz über dem Herzen und hielt einen verzierten Stab in der rechten Hand.

»Was tust du denn hier – obwohl du selbstredend herzlich willkommen bist und es schön ist, dich zu sehen!« Das Begrüßungslächeln erstarb auf Aimerys Lippen, und sein Blick füllte sich mit Mitleid und Besorgnis. »Wir haben die furchtbare Nachricht vom Schicksal des Königssohnes gehört. Was für eine Tragödie. Dieser arme junge Mann und seine Eltern. Wir haben täglich für seine Seele gebetet – und es muss auch ein schwerer Schlag für dich gewesen sein. Warst du bei ihm?«

»Ja ...« William schluckte. »Ja, das war ich.« Er griff sich mit Daumen und Zeigefinger an den Nasenrücken. »Aimery ... Ich bin zu dir gekommen ...« Er brach ab und musste um Fassung ringen. »Ich brauche deinen Rat. Seit unserer Jugend warst du mein bester und verlässlichster Freund.«

»Natürlich.« Aimery lehnte sofort seinen Stab gegen die Wand und setzte sich. »Du weißt, dass ich dir helfe, wenn ich kann.«

»Dann ...« William kniff die Augen zusammen. »Es ist

alles meine Schuld.« Seine Brust hatte sich so zusammengeschnürt, dass er die Worte nur mühsam herausbrachte. »Ich hätte einen Weg finden müssen, ihn davon abzuhalten, den Schrein von Rocamadour auszurauben. Ich habe meinen heiligen Eid gebrochen, ihn zu beschützen, und nun ist Harry tot und verdammt, genau wie ich und diejenigen, die ich durch meine Befehle dazu verleitet habe zu sündigen. Wie kann Gott uns das, was wir getan haben, je vergeben?«

Aimery legte William bestürzt einen Arm um die Schultern. »Komm schon, Gott vergibt dem reuigen Sünder immer. Viele haben weit Schlimmeres getan als du und sind erlöst worden. Es besteht immer Hoffnung!«

»Da bin ich mir gar nicht so sicher«, versetzte William niedergeschlagen. »Ich kann genauso gut im Kampf sterben und Gott mit mir verfahren lassen, wie Er wünscht.« Die Löcher in dem Sack verschmolzen zu einem einzigen, und alles, was er in sich unter Verschluss gehalten hatte, all der Schmutz und der Unrat, der dem Schlamm und Geröll am Grund eines Flusses glich, ergoss sich wie eine gewaltige Flut aus Kummer, Reue und Scham daraus.

Aimery hielt ihn fest, drückte ihn an sich und wiegte ihn leicht, während er weinte. »Beruhige dich, Gwim«, sagte er nach einer Weile. »Es ist durchaus angemessen, sich zu grämen, aber was geschehen ist, ist geschehen. Gott hat dich zu einem bestimmten Zweck erschaffen, und du solltest hocherhobenen Hauptes deiner Bestimmung folgen. Egal was passiert ist, du bist mein Freund und ein Ehrenmann. Denke nicht zu schlecht von dir selbst.« Er schüttelte William leicht. Jetzt schwang Autorität in seiner Stimme mit. »Du hast auf deinem Weg zu viel zu vollbringen, um in Selbstvorwürfen zu versinken. Hörst du mich?«

William sog zittrig den Atem ein, schlug sich leicht mit der flachen Hand ins Gesicht und nickte. »Ich möchte, dass du mir die Beichte abnimmst, Aimery. Deswegen bin ich hier. Du sollst alles erfahren – und dann wirst du vielleicht anders über die Sache denken als jetzt.«

Aimery schwieg einen Moment, doch dann tätschelte er Williams Schulter und sagte sanft: »Nichts wird sich ändern, weil ich in dein Herz blicken kann und mich nicht so leicht abschrecken lasse. Natürlich werde ich dir die Beichte abnehmen, wenn du das möchtest, obwohl sie für Gott bestimmt ist. Aber ich bin froh, dass du zu mir gekommen bist, um Beistand zu suchen.« Er erhob sich und streckte eine Hand aus. »Dann lass uns jetzt gehen und gemeinsam beten.«

William erhob sich unsicher. Er fühlte sich zwar noch immer beschämt und unwürdig, jedoch nun auch befähigt, seinen Weg weiterzugehen, statt in dieser fürchterlichen Leere zu verharren.

Später speiste Aimery mit William und seinen Männern in dem Gästehaus am Rand des Templerkirchengeländes.

Er schlug Ancel kräftig zwischen die Schulterblätter, als sie an einem sauber gescheuerten Tisch Platz nahmen. »Williams kleiner Bruder, der eigentlich gar nicht mehr so klein ist«, bemerkte er mit einem Grinsen. »Ein fertiger Ritter und sein eigener Herr. Bei unserer letzten Begegnung warst du gerade mal ein Knappe.«

Ancel warf sich in die Brust und lächelte, obwohl es gezwungen wirkte. »Ich habe viel gelernt.« Er warf William einen Blick zu. »Mehr, als ich mir je hätte träumen lassen, bevor ich England verlassen habe. Und jetzt bin ich hier, auf dem Weg nach Jerusalem.«

Das Essen war einfach, aber reichlich – frisches Brot, ein großer Topf Fischeintopf und Wein aus Bordeaux, um alles hinunterzuspülen. Aimery segnete und brach das Brot, und alle griffen beherzt zu. William hatte wochenlang keinen Appetit verspürt, war aber jetzt ausgehungert und von dem überwältigenden Verlangen erfüllt, die empfindliche, hohle Stelle in seinem Inneren zu füllen, die sein Gefühlsausbruch kurze Zeit zuvor sowie die abgelegte Beichte hinterlassen hatten.

»Du warst lange fort«, bemerkte Ancel an William gewandt, während sie aßen. Er blickte neugierig von ihm zu Aimery. »Wir haben uns schon gefragt, wo du steckst.«

»Wir hatten viel zu besprechen«, erwiderte Aimery glatt und enthob den dankbaren William so der Notwendigkeit, ihm zu antworten. »Eine Pilgerreise ist ein ernstes Unterfangen, und ihr habt eine heilige Mission zu erfüllen. Jede Route, die ihr wählt, birgt Gefahren. Ihr müsst euch so viel Wissen aneignen wie möglich, bevor ihr aufbrecht. Ihr braucht finanzielle Mittel, Unterkünfte und Führer auf den Straßen.« Aimery tauchte sein Brot in den Eintopf und wandte sich an William. »Ich nehme an, ihr wählt den Seeweg?«

William verzog das Gesicht. Er hegte eine tiefe Aversion dagegen, das Meer zu überqueren. Abgesehen davon, dass ihm jedes Mal speiübel wurde, flößte ihm das Wissen, dass nur eine dünne Holzschicht, das Geschick der Besatzung und die Gnade Gottes zwischen ihm und den unergründlichen Tiefen des dunklen Wassers lag, entsetzliche Angst ein. Selbst die Überfahrt von der Normandie nach England an einem ruhigen Sommertag war eine Tortur für ihn. »Nur wenn es sich nicht vermeiden lässt. Wir werden über Rom reisen. Ich habe Briefe für den päpstlichen Hof dabei. Dann setzen wir

in Brindisi nach Durazzo über und nehmen die Straße nach Konstantinopel.«

Aimery musterte ihn scharf. »Das ist eine sehr schwierige und gefährliche Route.«

»Vielleicht, aber die Härten und Entbehrungen werden unsere Seelen stärken«, beharrte William entschlossen. »Mein junger Herr hat oft von der Pracht Konstantinopels gesprochen und sich gewünscht, die Stadt zu besuchen, so wie es seine Mutter auf ihrer eigenen Pilgerreise während ihrer Zeit als Königin von Frankreich getan hat. Ich werde seinen Wunsch ehren und dort in der großen Kirche zur Heiligen Jungfrau beten.«

Aimery runzelte zunächst die Stirn, nickte dann aber, obwohl er eindeutig besorgt war. »Seit dem Tod von Kaiser Manuel ist den Christen, die nicht der griechischen Kirche angehören, große Feindseligkeit entgegengeschlagen. Letztes Jahr wurden die pisanischen und genuesischen Kaufleute in der Stadt ebenso abgeschlachtet wie viele andere, die keine Anhänger der griechischen Religion waren. Ich habe gehört, dass jetzt Versöhnungsversuche unternommen werden, und es kann sein, dass du den Frieden fördern und dir ein Bild von der Lage machen kannst – aber du solltest auf der Hut sein.«

»Das habe ich auch vor.« William verschränkte die Arme vor der Brust. Nichts würde seinen Entschluss ändern, denn es handelte sich um den Wunsch eines Toten, und je beschwerlicher der Weg war, desto besser war es für seine Seele.

Aimery rieb sich das Kinn. »Ich werde dafür sorgen, dass Empfehlungsschreiben verfasst werden, die ihr auf dem Weg in den Templerordenshäusern und bei anderen Stätten vorweisen könnt, wo Pilger Zuflucht finden können und will-

kommen sind.« Er holte nachdenklich Atem. »Wir haben zwei angesehene Brüder hier, die nach Jerusalem reisen und euch gerne begleiten und beschützen würden. Ich verbürge mich für ihre Fähigkeiten, und offen gestanden würde ich mir weitaus weniger Sorgen um dein Leben machen, wenn sie bei euch wären.« Er warf William einen bedeutsamen Blick zu. »Die oberste Pflicht eines Templers ist es, Pilger zu schützen, und ich würde es als beruhigend empfinden, zu wissen, dass ihr in ihrer Gesellschaft reist. Ich möchte, dass du von deiner Mission zurückkehrst, damit wir noch oft so zusammensitzen können wie heute.«

»Das würde ich mir auch wünschen«, stimmte William zu.

»Dann werde ich nach ihnen schicken, wenn wir unser Mahl beendet haben«, gab Aimery zurück und berührte das rote Kreuz über seinem Herzen.

Augustine de Labaro war ein sympathischer junger Ritter, hochgewachsen und geschmeidig, mit blitzenden dunklen Augen und einem breiten Grinsen. Er war mit den Straßen zwischen England und Rom vertraut, da er oft Geschäfte zwischen den Templern und dem päpstlichen Hof abwickelte.

»Augustine wird bis Rom Schlafmöglichkeiten in Gasthäusern und Verpflegung organisieren«, erklärte Aimery, »und sich auch um alle finanziellen Angelegenheiten kümmern.«

Augustine neigte den Kopf. »Es ist sicherer, in einer Gruppe zu reisen, und ich freue mich, die Eure zu begleiten, Messire Marshal. Euer Ruf bei Turnieren und auf dem Schlachtfeld ist legendär.«

William wollte nicht über seinen Ruf nachdenken. Was nutzte Ruhm, wenn er korrumpiert wurde? »Dieser Teil mei-

nes Lebens ist vorüber«, entgegnete er, obgleich er sich dabei zum Dank für das Kompliment höflich verbeugte. »Jetzt besteht meine Pflicht darin, Absolution für meinen jungen Herrn zu erlangen und seinen Umhang auf das Grab unseres Erlösers zu legen.«

»Amen«, erwiderte Augustine. »Aber Eure Fähigkeiten werden Euch selbst auf der Straße und in Outremer gute Dienste leisten.«

Der zweite Templer war ein älterer, breit und kräftig gebauter Mann mit dichtem grauem Haar, das so kurz geschoren und drahtig war wie das Fell eines Terriers. Onri de Civray kannte Jerusalem gut; er würde nun nach einer Mission in England dorthin zurückkehren. Seine Einstellung zu allen Dingen war sachlich, nüchtern und gelassen. »Ich tue gern, was in meiner Macht steht, um zu helfen.« Er fixierte nacheinander jeden einzelnen Mann mit einem eindringlichen Blick. »Bruder Augustine ist Euer Mann für Geleitbriefe und dergleichen, aber Ihr werdet feststellen, dass ich mit allem, was praktisches Denken erfordert, gut fertigwerde. Wir sind beide viel herumgekommen und verstehen etwas von unserem Geschäft.«

William gewann den Eindruck, dass Onri de Civray sie abschätzte und überlegte, ob auch sie etwas von ihrem Geschäft verstanden oder ob sie den Templern zur Last fallen würden.

Der ältere Templer streckte die Beine aus und nahm einen Becher Wein entgegen. »Ich war vor zwei Jahren zuletzt in Outremer, aber ich werde Euch berichten, was ich weiß, obgleich sich die Situation täglich ändert.«

Williams Lider wurden schwer; er fühlte sich erschöpft, aber nicht mehr elend und verzweifelt. Heute Nacht würde

er gut schlafen, doch er konnte immer noch dem folgen, was Onri zu sagen hatte. Er wusste bereits, dass Baldwin, der junge König von Jerusalem, an der Lepra litt, was ihn aber nicht davon abgehalten hatte, effizient zu herrschen; und er hatte mehrere Siege gegen die Sarazenen errungen. Doch laut den neuesten Nachrichten aus Jerusalem verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zusehends, und er konnte den Kurs, der einem König in einem besetzten Gebiet abverlangt wurde, nicht mehr mit ausreichender Kraft verfolgen.

»König Baldwin muss einen Nachfolger benennen«, sagte Onri, »obwohl er im Moment die Zügel der Macht noch fest in den Händen hält – hauptsächlich dank seines eisernen Willens, wie es heißt.«

»Auf wen könnte seine Wahl fallen?«, fragte William, als Ancel ihre Becher nachfüllte.

»Da liegt ja gerade die Schwierigkeit«, versetzte Onri. »Viele Parteien kämpfen um die Nachfolge, und niemand ist stark genug, um das Königreich zu vereinen. Ich erzähle Euch dies, damit Ihr wisst, was Euch erwartet, wenn Ihr dort seid. Wenn Ihr mit Briefen von König Henry eintrefft, ist die Aufmerksamkeit sämtlicher Parteien auf Euch gerichtet, und ich empfehle Euch, Euch gut vorzubereiten, bevor Ihr die Höhle des Löwen betretet.«

Onri hielt inne, um einen Schluck aus seinem frisch gefüllten Becher zu trinken, und fuhr dann mit seinem Bericht fort: »Raymond von Tripolis ist ein starker, fähiger Mann – er hat als Regent fungiert, als König Baldwin noch minderjährig war, aber er hat viele Feinde. Die Ibelin-Brüder Badouin und Balian sind seine treuen Verbündeten, genau wie Prinz Bohemond von Antiochia. In ihnen liegt die größte Hoffnung auf Stabilität im Königreich, aber ihnen stehen viele Hin-

dernisse im Weg. König Baldwins Erbe ist der Sohn seiner Schwester Sybilla, doch dieser ist noch ein kleines Kind, und sein Vater ist vor seiner Geburt gestorben. Seine Mutter hat sich neu vermählt, mit einem poitevanischen Emporkömmling namens Guy de Lusignan. Als Stiefvater des Kindes ist er der potenzielle Berater und Beschützer des zukünftigen Herrschers von Jerusalem, aber er und Raymond von Tripolis können sich auf den Tod nicht ausstehen.«

Bei der Erwähnung von Guy de Lusignan erstarrte William. »Ich wusste, dass de Lusignan nach Outremer gegangen ist, aber mir war nicht klar, dass er es so weit gebracht hat.«

»Ihr kennt ihn?« Onri sandte einen scharfen Blick in Williams Richtung und sah dann Ancel an, der sich aufgerichtet hatte.

»De Lusignan und seine verwünschte Familie haben meinen Onkel Patrick vor meinen Augen ermordet, als ich ein junger Ritter war.« Die Erinnerung an Wut und Schmerz schwang in Williams Stimme mit. »Guy hat ihn hinterrücks mit einem Speer durchbohrt, während er entwaffnet wurde. Die Lusignans haben mich in diesem Gefecht gefangen genommen und mich schlechter behandelt als einen Hund. Hätte sich Königin Alienor nicht eingemischt und das Lösegeld für mich bezahlt, hätten sie mich getötet. Guy ist nach Outremer gegangen, nachdem er von König Henry verbannt worden war, aber dem, was Ihr mir erzählt habt, entnehme ich, dass er auf die Füße gefallen ist.«

»Allerdings«, bestätigte Onri. »Und Ihr tötet gut daran, vorsichtig zu sein, denn er ist im Königreich Jerusalem ein mächtiger Mann auf dem Weg zum Thron, und er hat in Reynald of Châtillon, dem Lord von Kerak, und Heraclius, dem Patriarchen von Jerusalem, sogar noch mächtigere Verbündete.«

William war bestürzt. Er hatte nicht damit gerechnet, Guy de Lusignan je wiederzusehen, und jetzt schien es so, als würden sich ihre Wege wohl in Jerusalem erneut kreuzen, wo Guy in der Lage wäre, ihm großen Schaden zuzufügen, wenn ihm der Sinn danach stand.

»Die Macht liegt bei seiner Frau Sybilla«, fuhr Onri fort. »Sie ist die Spielerin am Schachbrett. De Lusignan ist sowohl ihr Bauer als auch ihr Pferd – er tut, was sie ihm sagt, und das erzürnt viele.« Onri blickte in die Runde. »In Outremer fallen die männlichen Linien oft der Hitze zum Opfer, und es sind die Mädchen und Frauen, die überleben und hinter verschlossenen Türen ihre politischen Netze spinnen.« Ein missbilligender Unterton schlich sich in seine Stimme. »Selbst der Patriarch hat eine Konkubine von solchem Einfluss, dass man sie ›Madame la Patriarchin‹ nennt.«

William war nicht überrascht. Große Kirchenmänner hatten oft Mätressen, und er wusste, dass die Politik der Schlafkammer in vielen führenden Ländern eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. »Und die Templer und die Hospitaliter? Auf wessen Seite stehen sie?«

Onri verschloss sich ein wenig. »Sie verhalten sich neutral. Es gibt die weit verbreitete Hoffnung, dass ein König aus dem Christentum die Reise nach Jerusalem antreten wird, um dort den Thron zu besteigen.«

William hob die Brauen. König Henry war eng mit dem Königshaus von Jerusalem verbunden; sein Großvater hatte einst den Thron innegehabt, und der junge König, der an der Lepra litt, war sein Verwandter. Aber er konnte sich nicht vorstellen, dass Henry seinen zahlreichen politischen Problemen daheim den Rücken kehrte, um hierherzureisen, obwohl er geschworen hatte, das Kreuz zu nehmen. Doch er

sagte nichts. Onri war zwei Jahre dort gewesen und musste die Lage im Land kennen.

William erkannte, dass er über vieles nachzudenken und noch mehr zu lernen hatte, während sie sich auf die Reise vorbereiteten.

Landsitz Caversham, April 1219

William erwachte aus seinem Schlummer und stellte fest, dass ein heller, sonnendurchfluteter Morgen angebrochen war. Einige Zeit früher hatte er bei Roger, seinem Kaplan, gebeichtet und die Absolution erhalten, da von nun an jeder Tag sein letzter sein konnte. Die Schmerzen kamen und gingen und waren im Moment erträglich. Er bekam Mohnsirup, um die ärgsten Qualen zu lindern, aber er bestand auf kleinen Mengen, denn er wog den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gegen die Beschwerden ab. Wie lange war es her, seit er Jean losgeschickt hatte, um die Seidenstücke zu holen? Er wusste es nicht genau; sein Zeitgefühl hatte sich von seinem Anker gelöst und trug ihn auf eine wellige See hinaus, wo Nacht und Tag, Küste und Horizont miteinander verschmolzen.

Die Tür wurde geöffnet, und sein ältester Sohn betrat die Kammer, wobei er fünf Kinder vor sich her scheuchte. In dem Blick, mit dem er seinen Vater bedachte, lag eine Frage, Besorgnis, aber auch ein Funke von Belustigung. »Wie geht es dir heute, Vater?«, erkundigte sich Will. »Gut genug, um Besucher zu empfangen?«

William rang sich ein Lächeln ab. Er hatte kaum noch Kraft und wusste, dass er rasch ermüden würde, aber er fühlte sich recht wohl und freute sich auf ein wenig Ablen-

kung. »Kommt her.« Er winkte die Gruppe großäugiger Kinder zu sich. »Lasst euch anschauen.«

Die fünf kamen näher und knieten neben dem Bett nieder – seine eigenen beiden Jüngsten, der zwölfjährige Ancel und die zehnjährige Joanna, sowie seine drei Enkel, die Kinder seiner ältesten Tochter Mahelt: Roger war zwölf wie Ancel, Hugh neun und ihre kleine Schwester Isabel sechs. Die Zukunft seiner Dynastie breitete ihre Zweige aus wie eine große Eiche, und es betrübte ihn, dass er nicht lange genug leben würde, um diese prächtigen Eicheln zu Erwachsenen heranwachsen zu sehen.

Will bedeutete ihnen aufzustehen. »Sie haben etwas einstudiert, um dich in deiner Kammer zu unterhalten, da du nicht zu uns in die Halle kommen kannst«, sagte er.

»Darüber würde ich mich sehr freuen.« William wurde warm ums Herz. Trotz all seiner Sorge um sein seelisches Wohlergehen war er immer noch erpicht darauf, weltliche Vergnügungen zu genießen.

Die Kinder fassten sich an den Händen und führten einen Tanz vor, wozu Hugh mit einer reinen, klaren Stimme sang, bei deren Klang sich ein Kloß in Williams Kehle bildete.

Dann traten sie alle einzeln auf. Roger und Ancel trugen einen Ringkampf aus, von dem William vom Bett aus nicht alles sehen konnte, während sie über den Boden rollten, aber sie hatten großen Spaß daran und hatten am Ende rote Gesichter und schwitzten vor Anstrengung. Der ruhigere, gesetztere Hugh las einen Psalm aus dem Buch vor, das er mitgebracht hatte, und die Mädchen zeigten einen weiteren Tanz, bei dem sie Seidenbänder durch die Luft wirbelten. Als sie zum Ende kamen, war William eingedöst. Halb im Schlaf nahm er eine geflüsterte Unterhaltung, ein leises Klirren, die

zarte Berührung einer Hand und Wills tiefe Stimme wahr, die die Kinder ermahnte, ihr Vater und Großvater wäre müde, würde aber später mit ihnen sprechen und wäre von ihren Auftritten sehr angetan gewesen.

Als William erwachte, waren die Kinder gegangen, die Sonne zu einem anderen Teil seines Kissens weitergewandert, und Will unterhielt sich leise mit einem seiner Diener. Die Kinder hatten kleine Geschenke neben seinem Bett zurückgelassen: einen hölzernen Spielzeugritter auf einem Pferd, der eine eiserne Turnierlanze in der Hand hielt, eine weiche Puppe in einem blauen Kleid, ein silbernes Zaumzeugglöckchen an einem abgewetzten Lederriemen und ein kunstvoll besticktes seidenes Tuch, das eine mit Rosenwasser gewürzte Süßigkeit enthielt.

Will, der merkte, dass er wach war, brach sein Gespräch ab und gesellte sich zu ihm. »Sie haben dich ermüdet.«

William lächelte. »Dazu bedarf es dieser Tage nicht viel. Selbst die Augen offen zu halten strengt mich an. Aber ich habe ihre Gesellschaft genossen und bin froh, dass du sie hergebracht hast. Was sind dies denn für Geschenke?«

»Ah.« Will kicherte. »Die Glocke ist für den Fall da, dass du sie läuten möchtest, wenn du etwas brauchst und nicht sprechen kannst, außerdem ist eine Glocke eng mit der Kirche verknüpft. Der Ritter soll dich an deine frühere Kraft erinnern, und Isabel hat dir eine ihrer Puppen dagelassen, damit sie dich tröstet und du nicht allein bist.« Er warf seinem Vater einen erheiterten Blick zu. »Sie nimmt ihre nachts mit ins Bett und findet, du solltest denselben Beistand haben.«

William grunzte amüsiert.

»Die Süßigkeit ist von allen Kindern. Du sollst den Genuss auskosten.«

Mit einem Mal brannten scharfe Tränen in Williams Augen, was er besonders überwältigend fand, weil es vollkommen unerwartet kam. Er hatte das Rosenwasserkonfekt zum ersten Mal in Jerusalem gegessen, wo ihn eine lachende Frau unter einer juwelenbesetzten Kuppel damit gefüttert hatte. Ihr glänzendes schwarzes Haar war über seine nackten Schultern gefallen, als sie sich über ihn gebeugt, ihn geneckt, ihm kleine Bissen weggeschnappt und ihn geküsst hatte, während sie sich auf ihm bewegt und er sich ihrem Rhythmus angepasst hatte. Vor langer Zeit, lange vor Isabelle, lange bevor eines seiner Kinder geboren worden war. Seine Liebe zu Isabelle war stark und von Dauer, mächtig und tief wie der Ozean, aber Jerusalem hatte einem Gang durch das Feuer geglichen, das ihn neu geschmiedet hatte, und er war nicht unbeschadet daraus hervorgegangen. »Ich sollte den weltlichen Dingen allmählich entsagen«, meinte er wehmütig. »Aber es wäre schön, sie noch ein letztes Mal zu genießen.«

Will kniete formell wie ein Knappe an der Bankettafel vor ihm nieder und bot ihm das Konfekt auf dem bestickten Tuch dar. Die Geste rührte William. Er tastete nach der Süßigkeit, hob sie an die Lippen, und als er hineinbiss, vermischte sich der zarte Rosengeschmack mit der reinen Süße von Zucker und explodierte auf seiner Zunge und in seiner Erinnerung. Aber noch während er kaute, schwand sein Appetit bereits. Er sehnte sich nach dem Geschmack, aber das Schlucken fiel ihm unendlich schwer, und sein Körper konnte nicht die nötige Kraft aufbringen, um seinen Hunger zu stillen, auch wenn sein Geist nach der Erfahrung lechzte.

»Genug«, sagte er, nachdem er ein Drittel des Stücks verspeist hatte. »Ich werde mir den Rest für ein anderes Mal aufheben. Das war sehr aufmerksam von euch.«

»Es freut mich zu hören, dass es ein weiteres Mal geben wird«, sagte Will, als er die Reste behutsam in das Tuch wickelte und sie auf ein Bord des Wandschranks neben dem Bett legte.

»In der Tat. Ich möchte, dass du dieses Konfekt auf meiner Begräbnisfeier herumreichen lässt.«

»Das werde ich tun.« Wills Miene wurde betrübt. »Ich werde dich vermissen«, sagte er leise.

William hob eine Braue. »Noch bin ich nicht tot.«

»Aber letztendlich wirst du uns verlassen, und ich werde dich vermissen. Mein ganzes Leben lang warst du mein Fels in der Brandung.« Will schluckte. »Ich liebe dich für diese Standfestigkeit, auch wenn ein Fels einen zur Weißglut treiben und einem den Weg versperren kann, egal wie sehr man sich gegen ihn stemmt. Wenn man sich an ihn gewöhnt, beginnt man, ihn zu lieben, und er wird zu einem Teil von dir.«

William lächelte reumütig. Er und Will waren oft nicht einer Meinung gewesen. Während des Aufruhrs, der das Land unter der Herrschaft König Johns unseligen Angedenkens gespalten hatte, hatten sie zeitweise sogar auf gegnerischen Seiten gestanden. Dass sie während dieser Zeit nicht das Schwert gegeneinander erhoben hatten, grenzte an ein Wunder. »Ich habe dich immer geliebt, und an dieser Liebe wird sich nie etwas ändern. Sie wird dich immer begleiten – auch wenn ich nicht mehr bin. Ich erinnere mich noch, wie sich deine Hand um meinen Finger geschlossen hat, als du ein neugeborenes Kind warst, und das war alles, was auf der Welt zählte. Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel es mir bedeutete.«

Ein Muskel zuckte an Wills Kinn, und er wollte sich abwenden, aber William hielt ihn mit seinem eigenen Blick gefangen. Er konnte noch eine Weile länger dieser Fels sein.

